Die

Einbildungskrankheit.

Eine Geschichte unserer Tage

von

Heinrich Conscience.

Münster 1867.
In der Aschendorff'schen Buchhandlung.

I.

Inmitten einer unabsehbaren Haide, die längs der nördlichen Grenze unserer Provinz Limburg, wie der Boden eines ausgetrockneten Sees, viele Meilen weit ununterbrochen fortläuft, liegt ein altes und dunkles Gehölz.

Wahrscheinlich hat hier in den früheren Jahrhunderten ein ausgedehnter Sumpf gestanden; denn es wachsen dort weder Tannen noch Fichten: die Eiche, Weide, Pappel, Erle und andere breitblätterige Bäume wuchern dagegen mit ihren Wurzeln in der fetten, trocknen Erde.

So tief liegt der Grund dieses Gehölzes, daß der Reisende, welcher über die Haide zieht, aus der Ferne kaum die Spitzen der Bäume, wie einen dunklen Fleck in der Sandwüste, bemerkt. Wenn er, abgemattet und durch das Gefühl der langen Einsamkeit schwermüthig geworden, dem Rande der Tiefe sich nähert, erfreut ihn der Anblick des schattigen Laubes nicht; er bleibt im Gegentheil überrascht und zögernd stehen. Dieses undurchdringliche grüne Dickicht, die vollständige Stille, die dort herrscht, die kalte feuchte Luft, die ihm entgegen weht, — dies Alles läßt ihn von einer noch größeren Einsamkeit, von etwas ganz Isolirtem, von etwas Geheimnißvollem träumen; — und er schlägt, mag er sich vor Unholden oder unbestimmten Gefahren fürchten, nicht ohne Besorgniß den einzigen Weg ein, der zwischen dem dunklen und stillen Gebüsche sich hinzieht.

In dem tiefsten Dickicht dieses Gehölzes lag das Schloß Wildenborg.

Es war ein großes, schwerfälliges, plumpes und viereckiges Gebäude aus rothen Ziegelsteinen, ohne irgend ein Merkmal von Kunst und Geschmack.

Die zwei ausgebröckelten Thürme, die sich an der hinteren Seite desselben erhoben und die Form der Fenster ließen erkennen, daß es aus der spanischen Zeit herstammte. Sicherlich mußten die Eigenthümer seit länger als einem Jahrhundert die Instandhaltung dieses Schlosses gänzlich verwahrlost haben. Viele Ziegelsteine waren aus den Mauern gefallen, die Fugen zwischen den Steinen tief ausgehöhlt, wilde Pflanzen hatten überall in dem Giebel Wurzel geschlagen und an einigen Stellen flatterten die schlanken Ranken des Ginsters in kräftigen Büscheln im Winde.

Ein alter knorriger Weinstock hatte früher einen Theil des Giebels bedeckt; aber, da ihm die Stütze fehlte, war er nach vorn herüber gefallen und lag jetzt mit gesenktem Kopfe auf der Erde, ohne daß Jemand daran gedacht hätte, ihn wieder aufzurichten.

Angesichts solcher Baufälligkeit hätte man leicht glauben können, daß Wildenborg bald vor Alter in Trümmer zusammenstürzen würde, zumal, wenn man bemerkte, daß ein breiter Riß, die hinterlassene Spur des Blitzes, im Zickzack bis in's Fundament sich verlief.

Einige hundert Schritte vom Schlosse entfernt, hinter dem rostigen eisernen Geländer, welches den Eingang versperrte, stand ein kleines ländliches Häuschen mit Stall und abgesondertem Backofen, ohne Zweifel die Wohnung eines Gärtners.

War ein solcher Arbeiter da, so mußte er nicht sehr thätig sein, denn die Obstbäume des Landgutes sahen verwildert aus; und sogar auf den Fußwegen wuchs wucherndes Gras, während auf Blumenbeeten und Rasen kräftige Naturkräuter, wie Bärenklau, Schmierwurz und Disteln standen.

An einem Sommermorgen des Jahres 1855 befand sich eine bejahrte Frau in einer Nebenkammer der Gärtner-

wohnung. Sie hatte Kaffee in einer silbernen Kanne aufgegossen und setzte dann eine Tasse von vergoldetem Porzelan auf einen lackirten Präsentirteller. Die Kostbarkeit dieser Gegenstände stand im grellsten Widerspruche mit dem übrigen Hausgeräthe. Alles war, wenn auch gerade nicht unsauber, wenigstens alt und verschlissen. Man mußte demnach vermuthen, daß die silberne Kaffeekanne und die Porzelantasse für eine Person höheren Ranges bestimmt war.

Nachdem die alte Frau noch ein Weizenbrod auf den Präsentirteller gelegt hatte, trat sie zu einem Weihwassertöpfchen, welches an der Mauer hing, befeuchtete ihre Finger und machte mit einem Ausdrucke von Betrübniß das Zeichen des Kreuzes. Sie zog darauf einen Rosenkranz aus der Tasche, setzte sich auf einen Stuhl und versenkte sich ganz in ihr Gebet.

Lange bewegte sie nur leise die Lippen. Schon zu wiederholten Malen hatte sie die Augen flehend zum Himmel erhoben, als ein Mann mit einem Spaten auf der Schulter in die Kammer trat und sie schweigend und erschreckt anblickte.

Dieser Mann konnte wohl das siebzigste Lebensjahr erreicht haben; denn seine Haare waren silberweiß, sein Rücken gekrümmt und sein Gesicht von tiefen Runzeln durchfurcht. Obschon seine Augen noch lebhaft waren, verriethen die wulstigen Lippen — etwas Außergewöhnliches in so hohem Alter — ein einfältiges Aeußere oder eine Beschränktheit des Geistes.

„Petronella, hat Nox mich noch nicht gerufen?“ fragte er, während er seinen Spaten auf den Boden setzte.

Die Frau schüttelte verneinend den Kopf.

Diese Schweigsamkeit schien dem alten Gärtner nicht zu behagen; denn er ließ sich brummend auf einen Stuhl fallen und streckte die Hände in die Höhe, als wollte er dem Himmel seine traurige Lage klagen.

Einen Augenblick darauf sagte er:

„Aber Petronella, sieh auf die Uhr: die gewöhnliche Stunde ist vorüber. Sollte meinem Herrn wohl ein Unglück zugestoßen sein? O, mein Gott, wenn wir ihn einmal unerwartet todt fänden!“

„Um Gottes willen, laßt mich beten!“ sagte die Frau.

„Es ist nicht mehr zum Aushalten!“ rief der Mann. „Ich vergehe vor Angst und Schrecken und kann dennoch kein einziges tröstendes und stärkendes Wörtchen bekommen. Petronella, Petronella, Ihr werdet sicher nach Eurem Tode in einen Fisch verwandelt werden. Ich sollte darüber böse werden, wenn ich denken müßte, daß Ihr es thätet, um mich zu plagen, aber, nein, auf Euch fällt keine Schuld, es ist ein Fluch, der auf Wildenborg ruht. Seit der grausigen Nacht hat hier Alles die Stimme verloren. Unsere frühere Kuh brüllt nicht mehr und unsere neue war noch keine zwei Monate hier, als sie schon keinen Laut mehr von sich gab. Unsere Enten quaken in vierzehn Tagen nicht ein einziges Mal, mag es regnen wollen oder nicht. Kein Vogel piept oder singt in Wildenborg! . . . . Ich bin nicht taub; ich höre den Finken wohl, der im Apfelbaume singt, aber das ist ein Zugvogel. Bliebe er an dieser verfluchten Stätte, er würde sein Liedchen bald für immer vergessen. Gerade so wie Ihr, Petronella, die Ihr früher keine Minute den Mund halten konntet und mich jetzt ohne Erbarmen zwingt, immer so trostlos mit mir allein zu sprechen.“

Die Frau zog mit einem Ausdrucke von Ungeduld und Mitleiden die Schultern in die Höhe.

Ihr den Rücken wendend, murrte der alte Mann in sich:

„Nein, nein, ich bleibe nicht hier; ich werde den schrecklichen Tag nicht abwarten. Es gehen hier in Wildenborg grausige Dinge vor! Wer anders als der Schwarze kann es sein . . . . Unser liebe Gott nehme alle Christenseelen, besonders den armen Jakob Mispels mit seiner unschuldigen Frau in seinen Schutz! . . . Mein unglücklicher Herr! so jung schon sterben müssen und, o Himmel! was für ein Tod! Dies rührt allein daher, wenn der Mensch mehr wissen will, als Gott zuläßt und Bücher liest, die verbotene Geheimnisse in Hülle und Fülle enthalten. Das Herz fällt mir in die Schuhe und mein Haar richtet sich zu Berge, wenn ich nur daran denke. Der Donner hat in jener grausigen Nacht das Schloß schon einmal erschüttert. Sollte er es dieses Mal nicht mit allen seinen Bewohnern in den

Abgrund stürzen? Es kostet mir viel Ueberwindung, am Ende meines Lebens noch meinen Dienst zu verlassen; aber ich will nicht warten, bis der Schwarze uns hier das Genick bricht. Nein, nein, ich fliehe aus Wildenborg; denn man kann ja doch nicht wissen . . ."

Petronella beschloß ihr Gebet mit einem Kreuzzeichen. Ein hohler, schmerzlicher Seufzer entstieg ihrer beklommenen Brust.

Der Gärtner, durch diesen plötzlichen Laut in Schrecken gesetzt, drehte sich um, hob die Hände in die Höhe und rief zitternd:

„Gott behüte uns, Petronella! Der Schwarze steht unsichtbar in der Kammer!"

„O, was fällt Euch ein, Jakob?" rief die Frau erbleichend. „Habt Ihr etwas gesehen?"

„Ich habe nichts gesehen", war die Antwort; „aber ich hörte hinter mir einen heiseren Seufzer, wie wenn Nox ihn ausstieße. Er ist also hier iu dieser Kammer, ohne daß wir es wissen!"

„Aber ich selbst habe diesen Seufzer ausgestoßen; ich habe mich ein wenig erkältet."

„Ihr habt also geseufzt, Petronella? Ist es auch wahr?"

„Gewiß. Aber, Jakob, warum erschreckt Ihr mich immer ohne allen Grund?"

„Euer Schweigen erschreckt mich."

„Warum soll ich sprechen, Jakob? Ihr sprecht nur tolles Zeug, das mich in Unruhe versetzt oder mir Langweile verursacht. Und wozu kann alles Sprechen uns helfen? Beten und immer beten, das ist das einzige Rettungsmittel, wenn es überhaupt noch ein solches gibt."

„Ja, und uns bekreuzen. Hätten wir es mit einem gewöhnlichen Geiste zu thun, ich würde hoffen, daß wir ihn durch dieses Mittel bannten; aber Petronella, steht nicht in dem Zimmer, worin er jede Nacht schläft, ein großes Kreuz? das heißt, wenn er schläft. Nein, nein, das Beste ist, Wildenborg verlassen, ehe der unselige Tag erscheint. Wenn unser unglückliche Herr sterben . . . sterben muß, wir schwachen Geschöpfe können es ja doch nicht verhindern; und ich verspüre in mir nicht die geringste Lust, ihm in die andere

Welt zu folgen. Sollen wir noch heute unsern Dienst kündigen?"

„Pfui, was ist das für ein abscheuliches Vorhaben!" sprach die alte Frau voll Entrüstung. „Wir, die gleichsam von Kindesbeinen an das Brod der Reimonde gegessen haben, wir sollten jetzt unsern unglücklichen Herrn, wo ihm ein trauriger Tod bevorsteht, verlassen? Niemals Jakob; was auch kommen mag, ich verlasse ihn nicht, so lange er lebt."

„Habt Ihr denn keine Furcht, Petronella? Bangt Euch nicht, daß der Schwarze uns beide . . ."

„Ich bin in Furcht und Bestürzung, daß unser arme Herr sterben wird. Was mich selbst betrifft, meine Seele lebt in Frieden mit Gott. Acht Tage sind bald vorüber."

„Ja, Petronella, es geschieht nicht, weil etwas mein Herz bedrückt; bin ich ja noch am Sonntag zur Beichte gewesen! Und ich werde dafür sorgen, daß ich am Abende vor dem unseligen Tage noch mit dem Priester spreche."

„Wohlan, Jakob, was fürchtet Ihr denn für Euch selbst?"

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Was ich fürchte?" brummte er, „ich fürchte Alles. Solltet Ihr nicht behaupten, Petronella, daß wir hier in voller Sicherheit unter Engeln leben, während doch die Luft über Wildenborg von bösen Geistern und tückischen Gespenstern wimmelt. — Zieht die Schultern nicht in die Höhe, Petronella. Diese Nacht habe ich wieder vor Angst geschwitzt. Kaum hatte ich die Augen geschlossen, als etwas, wie ein rauhaariges Thier mit feurigen und knirschenden Zähnen, sich auf meine Brust legte . . ."

„Ihr habt gestern Abend zu viel gegessen", bemerkte die Frau.

„Nein, nein; der Alp, wie Ihr sagen wollt, war es nicht. Ich fuhr erschreckt auf und, wie ich mich auch drehte und wandte, ich konnte nicht mehr schlafen. Dann ging ich an's Fenster, es war draußen dunkel wie in der Hölle. Was ich unter den Bäumen gesehen habe, wage ich Euch nicht zu sagen."

„Was habt Ihr gesehen?" fragte die Frau. „Gewiß sind es wieder närrische Grillen?"

„Was ich gesehen habe? ich weiß es selbst nicht, Petronella. Weiße, graue Gestalten, wie Todte, die aus dem Grabe gestiegen: gleichsam eine Prozession von Leichentüchern mit Gestalten darunter und schwarze Vögel und Unthiere, zwar undeutlich wie Morgennebel, aber dennoch grausig anzusehen.“

Petronella hörte diese Worte mit einem mitleidigen Lächeln an.

„Ich weiß ein Mittel, unsern armen Herrn zu retten“, sagte der Gärtner, nachdem er einen Augenblick geschwiegen.

„Ein Mittel, unsern Herrn zu retten?“ rief die Frau laut aus. „Das gab Euch Euer guter Engel ein!“

„Nein, Petronella, denn ich denke daran seit langer Zeit, und dann läßt es sich auch unmöglich ausführen. Dürfte ich nur ein wenig Gift unter das Essen des verfluchten Nox mischen. Dann wäre mein Herr von seinem Verführer und höllischen Hüter befreit; aber Nox würde es sofort merken und, was würde dann aus uns werden? — Ihr wollt das Schloß nicht verlassen, Petronella? Habt Ihr beschlossen, noch eine ganze Woche hier zu bleiben und den verhängnißvollen Tag zu erwarten? In Gottes Namen denn, wenn wir nicht eher vor Schreck vergehen. — Es ist ein Wunder, daß Nox mich noch nicht gerufen hat. Eine halbe Stunde bereits hat er sich verspätet. — Wollte mein Herr mich nur eine oder zwei Wochen zu sich nehmen! Ach, er will davon nichts hören. Weder Krankenwärter noch Arzt darf den Fuß auf Wildenborg setzen; der Pastor allein kommt zuweilen noch, aber dieser lacht mich aus, wenn ich mit ihm von all den schrecklichen Dingen spreche . . . .“

„Schweigt, Jakob, da ist Nox!“ sagte die Frau.

Es kam ein großer schwarzer Hund in das Zimmer. Er mußte sehr alt sein; denn er hatte einen Theil seiner Haare verloren, während die übrigen verwirrt aufrecht standen. Er hob den Kopf zu dem bestürzten Manne auf, sah ihn mit seinen grünen Augen an und öffnete das Maul, als wollte er sprechen oder bellen; aber der heisere Laut, der aus seiner Kehle kam, glich eher dem Hüsteln eines erkälteten Greises, als der Stimme eines Thieres.

Jakob Mispels antwortete zitternd:

„Es ist gut Nox; sag dem Herrn, daß ich unverzüglich komme.“

Der Hund drehte sich um und lief aus dem Hause.

„Habt Ihr Acht gegeben, wie grimmig Nox mich angesehen hat?“

„Ja, ich dachte, er wollte Euch beißen.“

„Beißen? Gäbe Gott, daß wir von ihm nichts Anderes zu befürchten hätten. Er weiß es bereits, daß wir unfreundlich von ihm gesprochen haben!“

Indem die Frau ihm den Präsentirteller auf den Arm setzte, sagte sie:

„Geht, beeilt Euch; der Herr wird vielleicht schon ärgerlich sein, daß der Kaffee fast kalt geworden ist.“

Jakob Mispels begab sich auf dem einzigen noch gebahnten Fußwege nach dem Schlosse, schritt durch einen dunklen Gang, trat in eine Art Saal, setzte den Präsentirteller auf einen Tisch und sagte:

„Mein Herr, hier ist Euer Frühstück. Wohl bekomme es Euch!“

Die Person, an die er diese Worte richtete, zeigte, statt jeder Antwort, nach einem Stuhle, auf den der Gärtner sich niederließ, ohne daß er irgend ein Geräusch zu machen wagte, weil er sah, daß sein Herr mit etwas beschäftigt war und nicht gestört sein wollte.

Herr Reimond, der Eigenthümer Wildenborgs, saß in einem Lehnstuhle vor einem breiten Tische, in der rechten Hand einen Todtenkopf haltend und den Blick auf die hohlen Augen des Schädels geheftet. Er verhielt sich schweigend und rührte sich nicht.

Dieser eigenthümliche Mann konnte ungefähr fünfzig Jahre alt sein, obschon er viel älter zu sein schien.

Er war so außerordentlich mager, daß die Rücken- und Schulterknochen den Schlafrock, in den er sich eingehüllt, in die Höhe hoben. Ja, seine Aermel fielen so flach auf den Tisch, daß man weder Fleisch noch Knochen darin vermuthen konnte. Von Wangen war keine Spur zu sehen und er hatte vollständig das Aussehen eines in Kleider gesteckten Gerippes. Aber seine Augen, wie tief sie auch in ihren

Höhlen lagen, waren noch klar und glänzten, als hätte ein Feuerfunke darin gesessen.

Nox saß neben ihm, hatte das Maul auf seine Kniee gelegt und schien den Augenblick abzuwarten, wo sein Herr aus seiner stillen Unterhaltung mit dem Todtenkopfe erwachen würde.

In dem Saale, dessen Wände mit altem, dunkel gewordenen vergoldeten Leder behangen waren, sah man fast keine andere Möbeln als einen breiten Tisch und zwei oder drei Stühle. Auf Brettern, die in einer Ecke an der Wand befestigt waren, standen einige große Bücher in Pergamenteinbänden; etwas höher bemerkte man einen Globus, ein Gestell mit einer Glasscheibe, das zur Erzeugung von Electricität gedient hatte, eine Art von kupferner Zauberlaterne oder fantasmagorie und zwei oder drei Abbildungen von Thieren, Alles schadhaft und aus den Fugen gegangen, mit Spinngeweben und einer dicken Lage Staub bedeckt.

Oberhalb des Kamingesimses hing ein großes Kruzifix und darunter stand eine plumpe Uhr, deren Form und Bewegung etwas Eigenthümliches hatte. Weder Nadeln noch Zeiger waren daran zu bemerken; das Zifferblatt selbst drehte sich; aber daneben, auf dem Piedestale befand sich das Bild des Todes, der mit dem Finger den Lauf der Zeit anzeigte.

Jakob Mispels hatte seinen Herrn zuerst mit tiefem Mitleiden angeblickt und sich sogar eine glänzende Thräne von der Wange gewischt. Jetzt jedoch klopfte das beängstigte Herz ihm ungestüm im Busen und er begann, sich auf seinem Stuhle unruhig hin und her zu bewegen. Das fortdauernde Schweigen seines Herrn verdroß den armen Mann, es wurde ihm in diesem Saale unheimlich zu Muthe, zumal der abscheuliche Hund den Kopf auf ihn gerichtet hielt und seine funkelnden Augen nicht mehr von ihm abwenden wollte.

Ein Seufzer entfuhr ihm, als er sah, daß sein Herr den Todtenkopf bei Seite legte und sich nach einer hölzernen Schüssel, die unter dem Tische stand, bückte.

Herr Reimond schnitt ein Stück von dem Brode, brockte es in die Schüssel und setzte sie dem Hunde vor, der ihm

dankbar die Hand leckte und mit heiserem Freudengeknurr sein Futter zu verschlingen anfing.

Auffallend frei und kräftig waren, trotz seiner ungemeinen Magerkeit, die Bewegungen des Herrn Reimond. Nach dem Glanze seiner Augen und dem heitern Ausdrucke seines Gesichtes, worauf jetzt ein vergnügtes Lächeln sich abspiegelte, würde man vermuthet haben, daß er, ungeachtet seiner außergewöhnlichen Magerkeit, völlig gesund wäre. Er brach von dem Brode ein Stückchen, so dick wie ein Daumen, ab, tauchte es in den Kaffee und steckte es in den Mund. Dann sagte er, während er den Präsentirteller bei Seite schob:

„Wenn die Seele unsere ganze Zeit in Anspruch nimmt, bleibt für den Körper nicht viel übrig . . . Jakob, ich habe mit Euch zu sprechen."

Der alte Gärtner, welcher mit einem herzzerreißenden Schrei aufgesprungen war, rief klagend aus:

„O, Herr, nennt Ihr das essen? Wollt Ihr denn freiwillig des Hungertodes sterben? — Ich begreife es wohl, der Schrecken . . . aber Ihr könnt es ja nicht wissen: vielleicht ist noch Hoffnung da!"

„Welche Hoffnung, mein Freund?" war die Antwort. „Daß mein Körper nicht nach Ablauf dieser acht Tage sterben wird? Warum soll ich das hoffen? Ich verlange es nicht. Setzt Euch nieder und bleibt ruhig."

„Also?" rief Jakob Mispels mit Thränen in den Augen, ist es unwiederruflich wahr? Ich soll meinen guten Herrn für immer verlieren?"

„Heute, in acht Tagen oder später, was liegt daran, Jakob? Das Leben hat an und für sich keinen Werth; es ist ein kleiner Theil unseres Daseins, ein einzelner Schritt der Seele auf der Bahn der Ewigkeit."

„Entschuldigt Herr, man kann diesen Schritt sowohl später als früher thun."

„Nein, Jakob, die Stunde, der Augenblick dieses Schrittes steht in dem großen Buche der Seelen verzeichnet. Und wenn Ihr es verlangtet, würde ich Euch wahrscheinlich den Tag nennen können, an dem Ihr unfehlbar sterben werdet."

„Um Gottes willen, Herr, thut das nicht!" flehte inständig mit aufgehobenen Händen der erschrockene Gärtner. „Erführe ich die Stunde meines Todes, ich würde sofort zu sterben anfangen, selbst, wenn ich sicher wäre, noch zwanzig Jahre zu leben."

„Habt keine Furcht, ich werde sie Euch nicht sagen", antwortete Herr Reimond lächelnd. „Euer Geist entbehrt der Aufklärung und Euer Körper der Stärke, die erforderlich ist, um den Tod für das zu erkennen, was er wirklich ist. Eure Natur ist noch zu wenig entwickelt und Ihr müßt noch Manches erleben, bevor Ihr die ewige Ruhe und das ewige Glück genießt."

„Wenn ich nur kein Hund oder Schwein zu werden brauche, bin ich zufrieden, wenn ich nur lebe", brummte der Gärtner.

„Ja, Herr, nehmt es mir nicht übel; aber mein dummer Verstand sagt mir, daß es nichts zu bedeuten hat, wenn man auch weiß, wann man sterben wird, wenn man nur wissen könnte, wohin man käme."

„Es wäre in der That eine große Beruhigung; aber es gibt Geheimnisse, welche Gott vor den Geistern selbst verborgen hält. Mehr als einmal habe ich den Geist, der diesen Schädel bewohnt, über mein zukünftiges Schicksal befragt. Er ist immer stumm geblieben und hat dadurch an den Tag gelegt, daß er es entweder nicht weiß oder nicht offenbaren will . . ."

Plötzlich sprang der Gärtner, als wäre er von einem giftigen Thiere gebissen, von seinem Stuhle auf und zog sich mit großem Schrecken nach hinten zurück. Er hatte mit Staunen bemerkt, wie Nox mit seiner Schnauze in seiner Rocktasche herumschnupperte; und, da er nicht wußte, was das Unthier vor hatte, rief er aus:

„O, Herr, Hülfe, Hülfe! Der Teufel, ich will sagen, der Hund! O, Himmel, was will der von mir?"

Aber Nox ging, auf den drohenden Zuruf seines Herrn, mit hängendem Schweife auf diesen zu und legte etwas, was einer vertrockneten Wurst glich, in seine Hand.

„Ha, Jakob, Jakob", sagte Herr Reimond in traurigem Tone, „eßt Ihr Fleisch? Habt Ihr mir nicht versprochen,

so lange Ihr lebt, Euch nur von Kräutern und Grün zu ernähren? Haben die Thiere keine Seele? Ist bei ihnen, wie bei uns, nicht der Körper blos die materielle Hülle eines Wesens, das durch Leiden und Prüfungen zur Vollkommenheit herangebildet wird. Und, wenn zufällig Eure Seele in der Gestalt eines Schweines, Schafes oder eines anderen Thieres hausen müßte, würdet Ihr es nicht beklagen, wenn das Messer des Fleischers Euren Lebenslauf unterbräche oder verkürzte?"

„Ach, Herr!" stammelte der bestürzte Mann, „vergebt es meiner Einfältigkeit. Was die wenig angenehme Seelenwanderung betrifft, so kann sie möglicher Weise so bestehen, wie Euer Todtenkopf — nein, ich meine, wie Ihr sagt; mein Verstand ist jedoch zu beschränkt, um daran zu glauben. Aber ich weiß wohl, daß ich nicht ohne Fleisch, wenigstens ohne Fett und Butter würde leben können. Ich habe es mal versucht und es acht oder zehn Tage ausgehalten. Ich erkannte mich im Spiegel selbst nicht wieder und mein armes Weib vergoß nichts wie Thränen, weil sie der Meinung war, daß ich die Auszehrung hätte.

„Nun, es ist Eure Sache, Jakob; Ihr werdet nach Eurem Tode dafür büßen müssen; das weiß ich sicher", sagte Herr Reimond. „Laßt uns von andern Dingen sprechen, die die Fassungsgabe Eures schwachen Geistes nicht übersteigen. Rückt Euren Stuhl näher und setzt Euch mir gegenüber. So wie ich Euch bereits gesagt habe, Jakob, in der Nacht vom 31. August auf den 1. September, mit dem Schlage zwölf, wird meine Seele ihre materielle Hülle verlassen: mit andern Worten, ich werde sterben."

„Gibt es denn durchaus keine Hoffnung mehr?" seufzte der Gärtner.

„Keine. Das ist die verhängnißvolle, unabänderliche und unwiederrufliche Stunde."

„Aber, mein armer Herr, wolltet Ihr nicht die Hülfe des Pastors anrufen und ihr mit christlicher Gesinnung entgegensehen? Er wird vielleicht die bösen Geister, die Euch umringen, vertreiben und Euren sonderbaren Kammerdiener da, der Euch keinen Augenblick verläßt . . . den Nox . . .

Nein, ich will nicht sagen, aber doch, seht, alle Hunde sind keine Thiere . . ."

Da er bemerkte, daß der Hund, sobald er seinen Namen hörte, das Maul emporhob und ihn mit starrem Blicke anschaute, wagte er es nicht fortzufahren und wandte schweigend das Gesicht ab.

„Närrischer Mensch, wohin verirren sich Eure Gedanken?" sagte Herr Reimond. „Die Geister sind mächtiger als der Mensch und lassen sich nicht verjagen. Wie würde unser guter Pastor verhindern können, was unfehlbar geschehen muß?"

„Ja, aber, wenn Gott es zuläßt?"

„Gott selbst ist es, der das Ende meines jetzigen Lebens festgesetzt hat. Hofft Ihr denn, daß er, seinem eigenen Willen entgegen, einen Beschluß fasse?"

Diese eigenthümliche Scheinwahrheit war für den schwerfälligen Verstand des Gärtners zu hoch. Sie verwirrte und überzeugte ihn, daß nichts seinen armen Herrn von dem grausigen Tode retten könnte. Er beugte den Kopf unter der Wucht der Muthlosigkeit.

„Kommt, mein Freund, seid nicht traurig", sagte Herr Reimond in tröstendem Tone. Ich werde dafür sorgen, daß Ihr keine Ursache habt, meinen Heimgang in ein ewiges Leben zu bedauern. Davon eben wollte ich sprechen. Gebt Acht und unterbrecht mich nicht durch vergebliche Klagen. Ihr habt meinem Vater treu gedient. Bevor ich die Welt verlasse, will ich Eure Anhänglichkeit belohnen, um Eure alten Tage gegen jede Sorge zu schützen. Ihr kennt die Meierei hinter Raveghem. Sie bringt mehr als tausend Franken jährlich an Pacht ein. Den Nießbrauch dieser Meierei werde ich Euch, bis an das Ende Eurer Tage in meinem Testamente zuerkennen. Ihr werdet auf diese Weise mit Eurer guten Petronella, ohne Sorgen, Kummer und Mühe leben können, bis auch für Euch die Stunde des Heimganges schlägt. Seid Ihr damit zufrieden, Jakob?"

Der alte Gärtner vergoß, durch diese Güte tief gerührt, Thränen. Seine Rührung mit Gewalt unterdrückend, schluchzte er:

„Zufrieden? Nein, nein, ich bin nicht zufrieden. Alle Güter der Welt, mein eigenes Blut, würde ich bereitwillig hingeben, könnte ich dadurch Euren bittern Tod verhindern. O, mein Gott, ein so guter Mensch, ein so edelmüthiger Herr und so, so die Welt verlassen müssen! Ihr überhäuft mich mit Wohlthaten, Herr; ich bin Euch aus dem Grunde meiner armen, verwirrten Seele dankbar; aber dennoch bin ich nicht glücklich und der alte Jakob Mispels wird Euch wahrscheinlich nicht lange überleben."

Herr Reimond versuchte es, durch tröstende Worte den niedergedrückten Greis zu beruhigen und, sobald er bemerkte, daß ihm dieses so ziemlich gelungen war, fuhr er in seiner vorigen Auseinandersetzung fort:

„Jakob, ich habe mit Euch noch von andern Dingen zu sprechen. Wenn die menschliche Seele fühlt, daß sich für sie ein Zeitraum endigt, dann denkt sie daran, ihre Rechnung abzuschließen; und, kann sie das Gute derselben vermehren oder das Böse vermindern, dann beeilt sie sich, es zu thun. Ich habe mein Gewissen erforscht und die Rechnung meines jetzigen Lebens durchgesehen. Ach, Jakob, ich bekenne mich schuldig. Ich bin nicht gegen Jeden gerecht gewesen; vielleicht gibt es noch Menschen, denen ich Uebles zugefügt habe."

„Unmöglich!" rief der Gärtner. „Ihr, Herr, der selbst nicht einmal leiden konnte, daß man eine Fliege störte, Ihr solltet einem Menschen Uebles zugefügt haben?"

„Ihr begreift mich nicht", fuhr sein Herr fort. „Es ist wahr, es steht geschrieben: Was du nicht willst, das dir geschehe, das thue auch einem Andern nicht; aber das ist nur ein Theil des Gebotes, es heißt darin noch weiter: liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Man erfüllt seine Pflicht nur zur Hälfte, wenn man nichts Böses thut, man muß auch das Gute vollbringen, wozu uns der Himmel die Kräfte verlieh. Alles Gute, welches man zu verrichten unterläßt, ist ebenso viel Böses und steht auf der dunklen Seite unserer Lebensrechnung verzeichnet. Um ganz allein zu sein und der Verlockung der Menschen zu entgehen, habe ich seit fünfzehn Jahren alle Beziehungen zu den Mitgliedern

meiner Familie vollständig abgebrochen. Meist Alle sind inzwischen gestorben, nur zwei Wesen blieben noch übrig. Ich habe freilich durch Vermittlung fremder Hände für ihren Unterhalt gesorgt und ich sichere ihnen jetzt noch eine kleine Rente, wenigstens dem Sohne meines Bruders."

„Armer Wilhelm!" seufzte der Gärtner. „Wie groß muß er geworden sein! Mein Herz sehnt sich darnach, dieses Kind, welches ich so oft auf meinen Armen getragen habe, noch einmal zu sehen."

„Ihr werdet ihn wahrscheinlich sehen", bekräftigte sein Herr, „aber unterbrecht meine Worte nicht. Die ganze Nacht habe ich vor diesem Tische mit dem Gedanken an Wilhelm Reimond gesessen; der Geist des Todtenkopfes wollte mir bis zum Morgen durchaus keine Antwort geben, aber endlich hat er doch vernehmlich gesprochen und den Wunsch meiner Seele gebilligt. Jakob ich habe vor, an meinen Neffen zu schreiben."

„Ha, Dank, Herr, dann habe ich wenigstens Jemand, der mich trösten und ermuthigen kann!"

„Wenn er kommen will."

„Er wird kommen, sogleich, direct, zweifelt nicht daran."

„Hoffen wir es Jakob. Ich bin auch Willens, an den Notar zu Antwerpen einen Brief für das Kind der Schwester meiner Frau zu richten. Lebt Therese Dewit noch, dann will ich auch sie, bevor ich sterbe, noch einmal sehen."

Der alte Mann schnitt ein saures Gesicht und ließ ein dumpfes Murren hören.

„Die Dewit", sagte er, „haben immer nur Böses von Euch gesprochen, Herr; sie haben über Euch gespottet und mich verfolgt. Sie hassen uns, Ihr wißt es wohl."

„Für alles Böse gibt es Vergebung", war die Antwort, „überdies ist meine Nichte Therese nicht für die Schuld ihrer Eltern verantwortlich. Meine Pflicht war es, über sie fortwährend zu wachen und ich habe ihrer ganz vergessen. Was ist aus ihr geworden? Sie ist ein Weib und die Welt ist voll Gefahren. Ich bin ungerecht gegen sie gewesen; und, ist das arme Schaf verirrt, wird meine Seele dafür zu büßen haben. Ich will Gewißheit haben."

„Und laßt Ihr sie nach Wildenborg kommen?“ murrte der Gärtner ziemlich verlegen.

„Gewiß, sie sowohl wie der Sohn meines Bruders, sind beide meine Erben.“

„Aber, um Gottes willen, Herr, Ihr werdet doch Eure Güter nicht Wilhelm Reimond nehmen und sie der undankbaren Dewit geben?“

„Die Güter, welche ich besitze, stammen zur Hälfte von meiner seligen Frau her, die ich, leider, schon im ersten Jahre der Ehe verlor. Das Gut geht dahin zurück, woher es gekommen, so erheischt es die Gerechtigkeit!“

„Geht eiligst zum Dorfe, um diese Briefe der Post zu übergeben.“

Jakob Mispels war aufgestanden und nahm die Briefe in Empfang; er wollte sich mit ihnen aus dem Saale entfernen, als der Hund sie ihm aus der Hand riß und seinem Herrn zurückbrachte.

Ein eigenthümlicher Ausdruck, ein Gemisch von Schreck und Freude, zeigte sich plötzlich auf dem Gesichte des alten Mannes.

„Ha, ha, er ist für Wilhelm eingenommen! Das ist ein gutes Zeichen! Wer weiß?“ brummte er in sich.

Herr Reimond nahm Nox die Briefe ab und gab sie an Jakob zurück, der sie unten in seine Tasche steckte und sich dann beeilte, den Saal zu verlassen.

Seiner Frau sagte er schnell:

„Ich muß sofort nach dem Dorfe. Gebt mir meinen andern Rock. Es kommen Leute hierher, wir werden nicht mehr allein sein. Ich bringe Briefe weg, um Wilhelm Reimond nach Wildenborg zu rufen. Wilhelm Reimond... und Therese Dewit.“

„Therese Dewit?“ rief die Frau bestürzt.

„Ja, unsere Feindin, aber was hindert mich, den Brief an sie unterwegs zu verlieren oder in die Moorpfütze zu werfen?“

„Pfui, Jakob, habt doch solche Gedanken nicht. Euren Herrn so verrätherisch zu hintergehen!“

„Ich sagte es nur aus Spaß, Petronella. Gott weiß, was Theresia Dewit widerfahren ist. Vielleicht ist dem Notar zu Antwerpen ihr Aufenthaltsort unbekannt; dann kommt sie überhaupt nicht. Es wäre ein Unglück, wenn sie eher als Wilhelm in Wildenborg erschiene. Nox ist für Wilhelm eingenommen; er versuchte es, die Briefe zu zerreißen. Dahinter steckt etwas. Vielleicht ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn, ich laufe so schnell als möglich."

II.

Die alte Petronella war beim Feuer damit beschäftigt, den Nachmittagskaffee aufzugießen, als ihr Mann in das Haus trat und mit großer Freude ausrief:

„Petronella, er ist da! Ich habe ihn am Ende der Allee gesehen. Wenigstens, wenn meine Augen mich nicht trügen. Kommt, seht auch mal zu, Eure Augen sind schärfer als die meinen.“

Sie liefen beide bis an das Gitter.

„Es ist ein Herr“, murmelte die Frau, „aber ob es Wilhelm ist, das kann ich so weit nicht unterscheiden. Der Neffe unseres Herrn war ein Kind von zehn Jahren, als wir ihn das letzte Mal sahen. Dieser Herr hat weder Reisesack noch Stock. Er kann daher nicht weit her kommen.“

„Aber wer anders sollte es sein? Es kommt niemals Jemand nach Wildenborg.“

„Ihr könnt es dennoch nicht wissen.“

„Welche Farbe hat sein Haar, Petronella?“

„Ich glaube zu bemerken, daß er schwarzes Haar hat.“

„Er ist es! Wilhelm Reimond, zweifelt nicht daran. Ach, ich zittere vor Ungeduld und Sehnsucht. Ich laufe ihm entgegen!“

Die Person, welche am Ende der Allee herangeschritten kam, war ein Jüngling von ungefähr fünfundzwanzig Jahren, mit schwarzen, krausen Haaren und einem offenen, heiteren Gesichte. Obgleich seine Züge ziemlich scharf gezeichnet

waren, verrieth der Gesammteindruck seines Gesichtes Herzensgüte und vielleicht auch poetische Gedanken; denn er schritt gebogenen Hauptes einher, oder blieb stehen, um eine Blume zu pflücken oder blickte in dem Busche nach allen Seiten um sich.

Dann setzte er gedankenvoll und träumend seinen Weg fort; aber jetzt hörte er plötzlich das Geräusch nahender Schritte und bemerkte dann einen alten Mann, der ihm in aller Eile mit sichtlichen Zeichen von Ungeduld entgegen gelaufen kam.

Aber, sei es, daß der Gärtner sich in seiner Erwartung getäuscht zu haben meinte oder ein Gefühl von Ehrerbietung ihn zurückhielt, er blieb, einige zwanzig Schritte von ihm, verlegen stehen.

Der Jüngling schaute über das unbegreifliche Benehmen des Greises verwundert, diesen mit größerer Aufmerksamkeit an. Augenblicklich tauchte in seinem Geiste eine Erinnerung auf. Er stieß einen Schrei freudiger Ueberraschung aus, sprang mit offenen Armen dem alten Manne entgegen und sich an seinen Hals werfend, rief er aus:

„Mein guter Jakob! Lebt Ihr noch? Gott sei Dank, daß ich Euch noch wiedersehe. Ach, wie oft dachte ich an Euch! Ich kann es Euch kaum sagen: wie geht es Eurer Frau Petronella?“

Der Gärtner konnte vor Rührung nicht sprechen. Er ergriff des Jünglings Hände, küßte sie zu wiederholten Malen und ließ zwei heiße Thränen darauf fallen.

„Aber mein lieber Jakob, was thut Ihr?“ sagte dieser.

„Nein, nein, laßt mich Eure Hände küssen“, schluchzte der verwirrte Mann. „Ich, der schon alt war, als wir Brüssel verließen, ich erkannte Euch nicht wieder; Ihr, der Ihr noch ein Kind waret, Ihr nennt mich auf den ersten Blick bei meinem Namen, umarmt mit Freuden einen armen demüthigen Menschen, einen Diener, einen Landmann! O, wie angenehm ist es, zu wissen, daß uns auf der Welt noch Jemand liebt und an uns denkt!“

„Und Eure Petronella?“ wiederholte der Jüngling.

„Ihr antwortet nicht? Ich verstehe; sie ist im Himmel, nicht wahr?“

„Nein, nein; dort steht sie, hinter dem Gitter. Ihr Herz schlägt vor Verlangen. Kommt, kommt, Herr Wilhelm; macht die arme Seele gleichfalls glücklich!“

Und ihn bei der Hand fassend, zog er ihn in der Allee vorwärts, bis sie sich dem Gitter näherten.

„Petronella, seid vergnügt!“ rief er. „Es ist Wilhelm. Er hat uns nicht vergessen; er hat mich sogleich erkannt. Wie oft habe ich es Euch gesagt, er hat die schwarzen Augen seines Vaters und das liebevolle Herz seiner Mutter.“

Aber schon hielt Wilhelm die alte Frau in seinen Armen und jubelte vor Freude:

„Petronella, welches Glück, Euch noch gesund und wohl zu finden! Durch Euren Anblick allein werde ich in meine Kinderjahre zurückgeführt. Mein Vater, meine Mutter leben wieder vor meinen Augen. Wie geht es Euch? Ihr lebt hier zufrieden, nicht wahr?“

Die alte Frau war verlegen und erstaunt; sie schaute den gutherzigen Jüngling mit dankerfülltem Lächeln an, während stille Thränen in ihren Augen glänzten.

„Kommt, kommt in unser Häuschen; Ihr müßt von der langen Reise ermüdet sein“, sagte der Gärtner. „Wir dürfen hier kein Geräusch machen. Frau, bringe den Schinken aus dem Rauchfange. Herr Wilhelm muß Hunger haben: die Haideluft ist scharf. So, Herr, laßt Euch nieder und ruht ein wenig aus.“

„Ich werde jetzt noch nicht essen, wie großen Appetit ich auch habe“, antwortete Wilhelm. „Ich muß schnell meinen Oheim sehn.“

„Es ist augenblicklich unmöglich.“

„Ist er nicht auf dem Schlosse?“

„Ja wohl.“

„Habt die Güte, Jakob, ihn von meiner Ankunft in Kenntniß zu setzen. Ich zweifele nicht, daß er mich sogleich bei sich eintreten läßt.“

„Nein, Ihr irrt Euch. Es ist eigenthümlich und sonderbar; aber Ihr werdet hier in Wildenborg, leider, noch viel wunderlichere Dinge vernehmen. Ihr müßt wissen, Wilhelm, daß Euer Oheim sich alle Tage drei Stunden

des Morgens und drei Stunden des Nachmittags einschließt und, daß während dieser Zeit Niemand sich dem Schlosse nähern darf. Ja, käme der König selbst, es würde nichts daran ändern: die Thüren sind von innen verriegelt. Ihr müßt noch länger als zwei Stunden warten: Ihr habt also Zeit genug, unsern Schinken zu versuchen."

Diese Worte setzten den Jüngling in Erstaunen. Indem er das Haupt schüttelte, zog er einen Brief aus der Tasche und sagte:

„Es muß allerdings auf Wildenborg wunderlich zugehen. Hört, liebe Freunde, was mein Oheim mir schreibt und gebt mir, wenn Ihr könnt, die Auflösung des Räthsels: die Zeit naht heran, wo meine Seele ihre sichtbare Hülle ablegen wird. Es verlangt mich, Euch zu sehen. Ist es in Rücksicht auf mich gleichfalls Euer Wunsch, so kommt vor der Nacht des 31. dieses Monats nach Wildenborg. Diese Worte haben mich erschreckt. Es ist, als ob mein Oheim mir seinen nahen Tod ankündigte. Er ist also sehr krank?"

„Nein, er ist nicht krank."

„Aber, um Gottes willen; was bedeutet der Brief denn?"

„Er bedeutet, daß Euer armer Oheim bald sterben wird", antwortete der Gärtner mit gedämpfter Stimme.

„Sterben? Und er ist nicht krank? Drückt Euch doch klar aus, Jakob; ich verstehe Euch nicht."

„Herr Reimond wird, so wie die Uhr in der Nacht vom 31. August auf den 1. September zwölf schlägt, sterben, keine Minute früher oder später. Ach, wir haben deswegen schon Thränen genug vergossen und meine Frau hat Monate lang unaufhörlich gebetet; aber Alles ist vergebens."

„Und er ist nicht krank?" wiederholte Wilhelm.

„Mager, ja, aber nicht kränker als Ihr oder ich."

„Kommt, Jakob, Ihr verursacht mir Kummer. Was Ihr mir da erzählt, läßt sich nicht vereinigen. Sollte Eure Phantasie bei diesen sonderbaren Gedanken nicht ihr Spiel treiben? Sagt mir verständlich, wie sich die Sache verhält, oder wenigstens, was Ihr glaubt."

Der Gärtner schien nicht geneigt, augenblicklich die verlangte Aufklärung zu geben. Als er sah, daß seine Frau nach hinten ging, um eine Flasche frisches Wasser zu holen, sagte er:

„Fragt mich darüber nicht in Gegenwart meiner Frau. Sie würde meine Worte oft unterbrechen und uns stören. Esset erst ein wenig von dem Schinken; dann wollen wir eine Wanderung durch den Busch vornehmen und ich werde Euch nach und nach und vorsichtig die schrecklichen Geheimnisse Wildenborgs offenbaren, um Euer Herz vor einer zu plötzlichen Erschütterung zu bewahren."

Wilhelm fragte nicht weiter und aß schweigend von dem Schinken und dem Brode, das Petronella ihm vorgesetzt hatte. Dann stand er auf und sagte:

„Ich danke Euch Freunde; der Schinken ist gut und ich hatte solchen Appetit, daß er mir geschmeckt hat, als wäre mein Geist nicht von trüben Gedanken heimgesucht. Kommt jetzt, Jakob, zeigt mir den Garten des Schlosses."

Sie gingen beide nach draußen; der Gärtner schien seine Schritte nach einer Laube zu richten.

„Wohlan, Jakob", sagte der Jüngling, „ich brenne vor Verlangen, Eure Enthüllungen zu erfahren und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Ihr Euch über das Schicksal meines Oheims Täuschungen hingebt."

„Ich bin bereit Euch Alles zu sagen, was ich weiß", antwortete der Greis, „aber laßt mich Euch erst von etwas in Kenntniß setzen. Ich und ebenso Petronella, wünschen aus Grund unseres Herzens, Wilhelm, daß Euer Oheim Euch freundlich empfange und Euch Zuneigung beweise. Dazu ist es nöthig, daß Ihr nichts thut, was ihm mißfallen oder ihn betrüben könnte. Sprecht in seiner Gegenwart nicht von dem Schinken; laßt ihn nicht merken, daß Ihr hier Schweinefleisch vorgefunden habt und besonders nicht, daß Ihr davon gegessen habt."

„Wie? Das ist ja noch wunderlicher!" murmelte der erstaunte Jüngling. „Ist mein Oheim denn ein Jude geworden?"

„Nein, aber er will nicht, daß ein Thier getödtet werde. Ich darf selbst die Raupen von den Bäumen nicht ent-

fernen. Kommt, kommt, Ihr werdet noch mehr die Schultern ziehen."

„Aber Ihr erfüllt mich mit Angst. Welch schrecklicher Gedanke! Sollte das Gehirn meines armen Oheims gelitten haben?"

„O, denkt nicht daran!" rief der alte Mann. „Euer Oheim hat zu viel Verstand und zu viel gelernt, das ist gerade sein Unglück. Ich habe den Pastor einmal in der Kirche predigen hören, daß man, um glücklich zu leben, arm im Geiste sein müßte. Früher habe ich lange daran gezweifelt, jetzt aber begreife ich es vollständig."

Sie traten in eine Laube von Ulmen, in der ein wurmstichiger Tisch und zwei rohe Bänke standen.

„Nun, mein lieber Jakob, versucht es, verständlich zu sein und habt die Güte, mir zu antworten", sagte der Jüngling, indem er sich niedersetzte. „Mein Oheim ist nicht krank und Ihr behauptet nichtsdestoweniger, daß er in der Nacht des 31. dieses Monats sterben wird? Hat er Euch dieses selbst angekündigt?"

„Wohl hundertmal seit vier Monaten."

Und worauf gründet mein Oheim diese unbegreifliche Ansicht? Wer hat ihm gesagt, daß sein Tod so nahe bevorsteht?"

„Ein Geist."

Ungeachtet der traurigen Stimmung seines Gemüthes", brach Wilhelm in ein Gelächter aus.

„Ein Geist?" scherzte er. „Bah! es gibt keine Geister; wenigstens nicht so wie Ihr meint."

„Ja, Ihr kommt aus der Stadt", seufzte der Greis verdrießlich. „Da glaubt man an nichts und verleitet gute Menschen, wie Ihr, Wilhelm, Alles zu bezweifeln. Eure Schuld ist es nicht, mein Kind. Wie, es gäbe keine Geister? Die Luft wimmelt davon und während wir hier sitzen und plaudern, sind ihrer vielleicht hundert in dieser Laube, die uns sehen und uns zuhören."

Der Jüngling sah den Gärtner mit einem eigenthümlichen Ausdruck des Mitleidens an.

Jakob, der sich durch diesen Blick gekränkt fühlte, richtete den Kopf in die Höhe und sprach:

„Was, es gäbe keine Geister? Hat meine Großmutter nicht, Monate lang, den Geist ihrer Schwester vor ihrem Bette erscheinen sehen, bis sie zu ihrem Andenken eine angelobte Wallfahrt unternommen hat? Spukte zu Lommel nicht der Geist des geizigen Pächters Adrian so lange herum, bis seine Kinder das durch ihn verscharrte Geld ausgegraben hatten?"

„Das Alles sind Phantasiegebilde, Jakob."

„Ihr lacht noch und glaubt mir nicht, Wilhelm? Wohlan, hört, was mein seliger Vater mit seinen eigenen Augen gesehen hat. Es lebte zu Deschel ein alter Pächter, der sich, wie das Sprichwort sagt, eher ausgekleidet hatte, als er sich schlafen legte.

Das soll heißen, daß er sein Pachtgut und Alles, was er besaß gegen freie Wohnung und Kost bis an seinen Tod seinem Sohne abgetreten hatte. Aber der alte Mann lebte dem undankbaren Sohne zu lange, man gab ihm spärliche Nahrung und behandelte ihn so schlecht, daß er endlich vor Verdruß starb. Statt dem Todten, wie es sich gehört, ein gutes Hemd anzuziehen, legte man ihn, in ein verschlissenes, vielfach durchlöchertes gehüllt, in den Sarg. Wohlan, was geschieht? Der ungerathene Sohn, der sich selbst nichts entzog, kam in einer Nacht vom Jahrmarkte. Sein Weg führte ihn über den Kirchhof. Da stand plötzlich der Geist seines Vaters, der ihn erwartete, vor ihm und warf ihm das verschlissene Hemd über den Kopf. Dieses Hemd brannte ihn wie das Feuer der Hölle; er schrie um Hülfe und wollte vom Kirchhofe fliehen, aber bevor er den geweihten Boden verlassen hatte, fiel er todt auf das Gras nieder. Man hat am folgenden Tage seine Leiche dort gefunden und mein Vater hat sie mit wegtragen helfen. Sie war ganz schwarz. Was sagt Ihr hiervon?"

„Ich behaupte, daß der Mann in Folge unmäßigen Genusses starker Getränke zu Boden gestürzt ist. Niemand war gegenwärtig, als er starb. Wie weiß man denn, was ihm mit dem Geiste begegnet ist? Ihr begreift, Jakob, daß dieses ein Märchen ist, das man nachträglich erfunden hat."

„Seid Ihr noch nicht überzeugt?" murmelte der Gärtner verwundert. „Ich könnte Euch wohl hundert Geschich-

ten von Geistern erzählen, die eine noch wahrer als die andere. Da war zum Beispiel Maria-Katharina, die Frau des Wagenmachers . . ."

Wilhelm fürchtete noch viele solche Geschichten anhören zu müssen; er hatte überlegt, daß, wenn er den Glauben des einfältigen Mannes an Geister fortwährend bestritt, die Sache kein Ende nehme und er auf diese Weise nichts von dem erfahren würde, was er beabsichtigte. Er unterbrach ihn und sagte:

„Hört, Jakob, ich behaupte nicht, daß es überhaupt keine Geister gibt . . ."

„Ha, ha, ich wußte wohl, daß ich Euch überzeugen würde!" rief der Greis vergnügt. „Ihr stammt von christlichen Eltern, Wilhelm."

„Aber, lieber Jakob, man kann ein guter Christ sein, ohne alle Märchen von Gespenstern und Geistern zu glauben. Aberglaube ist dagegen eine große Sünde. Doch genug hiervon. Ihr vergeßt, mein Freund, was Ihr mir mitzutheilen versprochen habt. Mein Oheim ist nicht krank und wird doch in vier Tagen sterben? Dies scheint mir auch ein Märchen; denn wie sollte das möglich sein. Mein Oheim, der, ich zweifle nicht daran, ein vernünftiger Mann ist, wird sich doch selbst nicht tödten? . . . Was habt Ihr denn, Jakob? Es kommt mir vor, als würdet Ihr bleich und ängstlich."

„Gott bewahre alle Menschen vor einem so grausigen Tode!" seufzte der Gärtner.

„Aber welcher Tod, um des Himmels willen? Ihr macht mich närrisch und dumm, Jakob!" rief der Jüngling vor Ungeduld verdrießlich.

Es herrschte eine Weile Stille, während Jakob seinen Muth zusammen zu raffen schien. Dann murmelte er mit gedämpfter Stimme:

„O, Wilhelm, Ihr werdet auch wohl bleich werden und zittern, mein Kind. Ich habe es Euch nicht sogleich sagen wollen, um Euch nicht plötzlich aus aller Fassung zu bringen. Mein armer Herr bindet mir auf, daß er durch einen Geist die Stunde seines Todes erfahren hat; aber es ist nicht wahr. Ich weiß es besser. Es ist so schrecklich! In

diesem Augenblicke, wo ich Euch die traurige Mittheilung zu machen im Begriffe stehe, klopft mir das Herz im Busen wie ein Hammer. Wilhelm, wollt Ihr wissen, warum Euer Oheim, noch so jung und in voller Gesundheit, sterben muß. Nehmt Euren Muth zusammen und bezwingt Euren Schmerz: es ist doch nichts daran zu ändern."

Er wandte den Kopf nach dem Jüngling und murmelte ihm mit dumpfer Stimme in's Ohr:

„Euer Oheim hat seine Seele dem Teufel verkauft und seine Zeit ist um!"

„Ha, ha, mein guter Jakob, habt Ihr noch wohl alle Eure fünf Sinne?" rief Wilhelm lachend aus. „Wo denkt Ihr denn hin? Daß der Teufel den Menschen zum Bösen verleitet, daran zweifle ich nicht; aber, daß er Seelen kaufen sollte? Geht, geht, Ihr haltet mich zum Narren."

„Ihr glaubt es schon wieder nicht?" rief der alte Mann mit sichtlichem Aerger. „Kennt Ihr die Geschichte nicht von Doctor Faussius und seinem Teufel Mistoffel?"

„Faust, Mephistopheles, wollt Ihr sagen? Ein Märchen aus der alten Zeit."

„Aus der alten Zeit? Wollt Ihr etwa wissen, daß es so lange noch nicht her ist, daß dieses geschehen ist. Mein Großvater hat die Leute noch gekannt. Eine Meile von hier liegt der Weiler Boterhoek; dort wohnte ein Pächter, der viel Unglück gehabt hat. Es kam ein Jahr, wo seine Ernte vortrefflich war und sein Getreide schon auf dem Felde in Haufen stand, als der Blitz seine Scheune in Brand steckte und gänzlich niederbrannte . . . Nein, Wilhelm, werdet nicht ungeduldig; laßt mich sprechen. Ich habe es nöthig; es thut mir so gut! Seit zehn Jahren mußte ich vom Morgen bis Abend schweigen. Wir haben Zeit genug; es dauert noch immer anderthalb Stunden, ehe Euer Oheim zu sprechen ist."

„Es sei so!" seufzte der Jüngling entmuthigt, ich werde es versuchen, Euren Worten aufmerksam zuzuhören."

„Wohlan, der unglückliche Pächter mußte gleichwohl eine Scheune haben, um sein Getreide zu bergen. Der Schutt rauchte noch und die vier nackten Mauern wackelten im Winde. Der trostlose Mann wanderte des Abends auf sei-

nem Felde herum, das Auge traurig auf die Getreidehaufen gerichtet. Da sah er plötzlich einen Herrn in schwarzem Mantel herankommen. Nachdem sich dieser nach der Ursache seiner Traurigkeit erkundigt hatte, sagte er, daß er ihm, unter der Bedingung, daß er seinen Namen auf ein Blatt Papier, das der schwarze Herr ihm darreichte, schriebe, eine ganz neue Scheune, bevor noch der Hahn zum ersten Male krähte, bauen würde. Der Vertrag wurde geschlossen. Aber der Mann, der über seine gottlose That Reue fühlte, erzählte seiner Frau, was ihm widerfahren. Beide begannen zu weinen und zu beten. Sie sahen, wie in der Nacht Ziegelsteine aus dem Boden kamen und sich auf einander legten, als ob sie durch Menschenhände gemauert würden; aber die Arbeiter, die natürlich Teufel waren, konnten sie nicht sehen. Das Dach lag bereits auf der neuen Scheune, nur ein Stück Mauerwerk in dem obersten Theile des Giebels fehlte noch. Während ihres eifrigen Gebetes kam der Frau ein rettender Gedanke; sie ergriff die Lampe und eilte zum Hühnerhofe. Als der Hahn die plötzliche Helligkeit sah, meinte er, daß der Tag anbräche und krähte. Gleich darauf kam ein Stoß, als wenn die Erde bebte; ein schreckliches Geheul flog durch die Luft und zu den Füßen der Frau fiel der Schein nieder, den ihr Mann unterschrieben hatte. Der Teufel war besiegt, weil er die Mauer nicht vor dem ersten Hahnschrei, wie der Vertrag lautete, aufgebaut hatte; und der Pächter war der Hölle entgangen. Um Euch von der Wahrheit zu überzeugen, Wilhelm, geht nach Boterhoek; Ihr werdet in dem Giebel noch ein Loch sehen, das mit Menschenhänden nicht ausgemauert werden kann. Zweifelt Ihr an der Wahrheit dieser Geschichte?"

„Wenn Ihr mir einen Gefallen thun wollt, dann sprecht um Gottes willen nun von meinem Oheim!" antwortete der Jüngling, der, man konnte es deutlich sehen, sehr unzufrieden war. „Auf solche Weise werde ich am Ende der Woche nicht mehr als jetzt wissen. Wie seid Ihr doch oder vielmehr wie ist er auf einen so unbegreiflichen, wahnsinnigen Gedanken gekommen?"

„Ha, das ist noch eine viel längere Geschichte."

„Das ist mir gleich, wenn Ihr nur von meinem Oheim sprecht, werde ich Euch mit Ruhe anhören.“

„Ihr wißt in der That nicht viel von Eurem Onkel; Ihr waret noch zu jung. Wohlan, unterbrecht meine Worte nicht durch ungläubige Bemerkungen; es wird um so schneller gehn. Seht Wilhelm, ich war schon Gärtner auf Wildenborg, als Herr Reimond geboren wurde; ich habe ihn auf meinen Armen getragen und ihn gleichsam laufen und sprechen gelehrt. Ich weiß nicht aus welchem Grunde seinem Vater das Leben auf dem Lande, im Jahre 1820, verleidet wurde. Wir zogen zusammen nach Brüssel, um dort zu wohnen. Der kleine Karl, Euer Onkel, war ein gutes gottesfürchtiges und lernbegieriges Kind, das läßt sich nicht läugnen. Ehe er das vierzehnte Jahr erreicht hatte, konnte er bereits Französisch und Latein, ich glaube auch, Englisch. Aber die große Gelehrsamkeit hat ihn vom guten Wege abgeleitet und ihn angetrieben, Bücher zu lesen, die ein Christ nicht wagen sollte, aufzuschlagen. So war er auch damit beschäftigt, vermittelst einer Maschine Blitze zu machen, er nannte das eine Elektristät und hatte einen Zauberkasten, eine Fasmogrie, um im Dunkeln Gespenster erscheinen zu lassen.“

„Elektricität, Phantasmagorie wollt Ihr sagen.“

„Ja, gerade so heißt es. Kennt Ihr die häßlichen Dinge auch, Wilhelm? . . . Karl, der um diese Zeit wohl zwanzig Jahre alt sein mochte, studirte Tag und Nacht. Wozu? das wußte Niemand; aber, unter uns gesagt, der arme Junge wollte zaubern lernen! Nach einigen Jahren faßte er eine große Zuneigung zu einem jungen Mädchen aus unserer Nachbarschaft; er schien seine großen Bücher und seine Fasmogrie zu vergessen und heirathete. Unglücklicherweise starb seine Frau bevor noch das erste Jahr ihrer Ehe zu Ende war. Herr Karl war untröstlich und der Verzweiflung nahe; Monate lang ging er mit gesenktem Kopfe herum und, ach, die Verzweiflung führte ihn allmälig zu seinen Büchern und seinen beklagenswerthen Studien zurück. Er verlor seine guten Eltern nach wenigen Jahren. Dies ließ ihn noch mehr auf trübe Gedanken verfallen und gab

ihm eine wunderliche Vorliebe für die Einsamkeit und das stille Hinbrüten. Das dauerte so lange, bis er einen Freund fand, der sich auch mit Neckermancie befaßte. Was dann in unserm Hause geschah, weiß ich nicht genau zu erklären, wiewohl ich davon des Nachts nicht schlafen konnte. Es kamen Herrn und Damen; die sich, so stumm wie Spukgestalten, auf Stühle rund um eine Frau setzten; einer der Herrn, bisweilen mein Herr selbst, begann die Hände vor den Augen einer Frau so lange hin und her zu bewegen, bis sie den Kopf auf die Brust senkte und in Schlaf gerieth. Dann konnte die Frau durch Mauern und Häuser sehen, zukünftige Dinge vorher sagen und erzählen, was in Amerika und Afrika geschah . . . aber, seid überzeugt Wilhelm, es war der Teufel, der sprach. Sie nannten diese gottlose Belustigung Mangenetism und die Frau ein Sujekt. Ungeachtet meines Widerwillens, hat mich mein Herr einmal gezwungen, vor ihm zu sitzen und mich in den Schlaf gezaubert. Es scheint, daß der Schwarze durch meinen Mund nicht sprechen wollte oder, daß mein guter Engel ihn verhinderte, in mich zu fahren. Aber sicher ist, daß man mich eine halbe Stunde lang schlagen, schleppen und mir kaltes Wasser in das Gesicht gießen mußte, so fest war ich eingeschlafen. Als ich endlich aufgewacht war, nannte mein Herr mich ein schlecht Sujekt; aber das ist . . ."

„Jakob, Ihr lenkt wieder ab; sprecht, ich bitte Euch, von meinem Onkel!" unterbrach ihn der Jüngling.

„Ja, ja, Ihr habt Recht. Sprechen ist doch ein großes Vergnügen, nicht wahr Wilhelm? Wohlan, um es kurz zu machen, mein Herr war noch mit andern Dingen beschäftigt. So hatte er einen Todtenkopf, keinen von Holz oder Stein, nein, einen wirklichen Menschenkopf, der auf dem Kirchhofe gelegen hat! Darauf waren oben blaue, rothe und gelbe Striche gezeichnet und vermittelst dieses konnten sie, wenn sie die Hände auf Euren Kopf legten, sagen, ob Ihr ehrlich oder diebisch, ob Ihr wahrheitsliebend oder lügnerisch, ob Ihr ein Mörder, Geizhals, ein guter Christ oder Ketzer waret, mochten sie Euch auch früher niemals gesehen oder gekannt haben. Auf meinem Kopfe fanden sie die Neigung zum Sprechen und gutem Essen. Wenn der Teufel

auch hierbei im Spiele war, muß ich dennoch gestehen, daß er dieses Mal die Wahrheit gesagt hat, denn, was sollte auch ein einfältiger Mann anders vom Leben haben, wenn er nicht . . ."

„Von meinem Onkel, ich bitte Euch!" seufzte der Jüngling mit den Füßen im Sande scharrend.

„Ihr habt Recht, mir in's Wort zu fallen, Wilhelm", sagte der Gärtner. „Diese Kunst nannten sie Fernologie. Später befaßten sie sich mit noch widerlicheren Dingen. Sie ließen Stühle und Tische von selbst sich drehen und auf zwei Stollen aufrichten, einen Geist darein fahren und zwangen den Schwarzen, durch geheimnißvolles Klopfen, seine Gegenwart anzukündigen. Ich war damals viel jünger, sonst hätte ich es nicht aushalten können. Freilich habe ich oft in meinem Bette vor Angst geschwitzt und manche Nacht unter Gebet zugebracht; aber ich bin noch etwas zähe von . . ."

„Von meinem Onkel! von meinem Onkel!"

„Ja wohl. Abgesehen von den andern Künsten blieb mein Herr doch hauptsächlich der Betäubung, das heißt, dem Mangenetism, zugethan. In der letzten Zeit unseres Aufenthaltes zu Brüssel kurirte er durch diese Kunst die unheilbarsten Kranken. Er hatte ein Sujekt, das heißt, eine Dame, die in ihrem Scheinschlafe in den Körper der Menschen sehen konnte und überdies die Heilmittel angab, wodurch sie von ihren Leiden unfehlbar befreit wurden. Es ist unbegreiflich, Wilhelm, welch wunderbare Kuren sie glücklich ausführten. Sie haben in einigen Minuten Menschen geheilt, die bereits seit zehn Jahren von allen Aerzten aufgegeben waren; so haben sie einen Menschen sehend gemacht, der keine Augen mehr hatte. Sie haben einmal einen Herrn, der an der Wassersucht litt, in einer halben Stunde so dünn und mager gemacht, daß er um Gnade flehte. Die Weisnasen — und deren gibt es in Brüssel nicht wenig — behaupteten, daß mein Herr für das Narrenhaus reif wäre, andere Schlimmere sagten, daß er sich durch die Wittwe, das war das Sujekt, hinter's Licht führen ließe; aber sie wußten nicht, wie ich, daß mein Herr

mit dem bösen Geiste Umgang hatte und, ach, auf dem Punkte stand, seine Seele zu verlieren!"

„Empfing er Geld für diese Kuren?" fragte der Jüngling.

„Nein", war die Antwort, „er hatte kein Geld nöthig. Wohl habe ich gesehen, daß die Frau annahm, was die Leute ihr gaben; aber Euer Onkel hat im Gegentheil viel Geld daran verschwendet. Sein Sujekt war eine Dame, die zurückgekommen war und er hat ihr, von Zeit zu Zeit, hübsche Summen geliehen."

„Ha, ha, ich fange an zu begreifen!" murmelte Wilhelm.

„Ihr fangt an zu begreifen? Was? Daß der Teufel mit im Spiele war?"

„Nichts, nichts, Jakob; fahrt fort, ich bitte Euch."

„Wohlan, da geschah etwas, das auf unser Aller Leben einen beklagenswerthen Einfluß ausüben sollte. Ein vornehmer Bürger, ein guter Freund meines Herrn und seines Sujektes kam häufig zu uns. Er kannte selbst keine Zauberkünste, war aber ein großer Bewunderer des .... des Mangenetism. Als der Schnee eines Tages aufthaute, hatte er sich plötzlich eine Erkältung des Unterleibes zugezogen und natürlich nahm er seine erste Zuflucht zu meinem Herrn ... Das Sujekt nannte im Schlafe, die Mittel, welche er gebrauchen müßte, um von seinem Uebel zu genesen. Er befolgte ihren Rath, nahm in Gegenwart seiner Frau und Kinder das Arzneimittel; aber er wurde von einem plötzlichen Schlage getroffen, fiel zappelnd auf den Boden und starb ohne Beichte! Ich sollte sagen: Gott sei seiner armen Seele gnädig; aber wie kann das Gebet Jemand nützen, den der Teufel geholt hat. Die Gendarmen haben meinen Herrn und sein Sujekt in's Gefängniß gebracht. Euer Onkel wurde gleichwohl nach acht Tagen in Freiheit gesetzt; aber er sollte doch als Mitschuldiger an einem unfreiwilligen Morde vor dem Gerichte erscheinen. Das Sujekt wurde zu achtzehn Monaten Gefängniß, wegen unfreiwilliger Vergiftung, verurtheilt; mein Herr jedoch freigesprochen, weil sein Advokat zu beweisen suchte, daß er schwachsinnig sei und sich von seinem Sujekte habe hintergehen lassen; mit einem Worte, er entging der Strafe, weil

man ihn für halb verrückt hielt. Ob er vor hatte, in Brüssel wohnen zu bleiben, weiß ich nicht. Auf alle Fälle wäre es ihm jedoch unmöglich gewesen, denn, wo er sich nur zeigte, wies man mit Fingern auf ihn oder lachte laut. Das Wort „Narr" stand deutlich in Aller Augen zu lesen. Er bekam einen unbegreiflichen Haß gegen die Menschen und hielt sich wohl zwei Monate, ohne Jemand sehen zu wollen, eingeschlossen. Plötzlich faßte er den Entschluß, fern von der Welt zu leben . . ."

„Was höre ich? Es ist ein Mensch da, der lauscht!" unterbrach ihn Wilhelm. „Ich glaube, es hat Jemand gehustet."

Er bemerkte plötzlich den Hund, der mit offnem Maule und funkelnden Augen vor der Laube stand und sprechen zu wollen schien.

„Himmel, was ist das für eine Bestie?" fragte er erstaunt.

„Ich komme, ich komme, Nox", antwortete der Gärtner, indem er das Zeichen des Kreuzes machte, sobald er den Hund davonlaufen sah.

„Wenn es einen Teufel auf Wildenborg gibt, dann ist es sicherlich dieser eigenthümliche Hund", murmelte der Jüngling lächelnd.

„Es ist so, Ihr habt es errathen", bekräftigte der alte Mann.

„Wie, Ihr glaubt, Jakob?"

„Es ist der Diener Eures Onkels, sein Mistoffel, der Teufel selbst. Ich darf meinen Herrn nicht warten lassen. Gleich will ich Euch die Geschichte dieses merkwürdigen Hundes erzählen. Verweilt hier noch einige Augenblicke, ich werde Euch abholen."

Wilhelm heftete den Blick auf den Boden und versank in tiefes Nachdenken. Bald jedoch richtete er den Kopf wieder auf und murmelte schwermüthig:

„Er ist toll, ganz toll der alte Jakob. Ach, sollte das Gehirn meines armen Onkels gleichfalls gelitten haben? Sollte Wildenborg eine Art Irrenhaus sein? Unmöglich, die Erinnerungen aus meiner Kindheit sagen mir, daß er ein sehr gelehrter Mann war. Meine Mutter bewunderte

seinen tiefen Verstand und seine gründlichen Kenntnisse . . . aber Kenntnisse schützen nicht gegen die Zerrüttung des Gehirnes . . . Und er wird in einigen Tagen sterben? Darin besteht wahrscheinlich seine fixe Idee. Armer Onkel! Zum ersten Male, daß ich ihn nach fünfzehn Jahren wiedersehen darf, sollte ich seinem Tode beiwohnen müssen oder ihn schwachsinnig finden! Wie wechselvoll, wie unbegreiflich ist doch das Schicksal des Menschen!"

Er wurde in seinen Betrachtungen durch die Ankunft des Gärtners unterbrochen und stand schon auf, um ihm zu folgen; aber Jakob gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er noch bleiben möchte und sagte:

„Euer Onkel erwartet Euch; aber hört noch einen Augenblick zu. Ihr wißt Wilhelm, daß ich Euch auf den Armen getragen habe und daß ich für Euch dieselbe Zuneigung wie für mein eigenes Kind empfinde. Hört daher den Rath Eures alten Freundes vertrauungsvoll an. Euer Onkel ist der beste Mensch von der Welt: er würde keiner Spinne etwas Böses zufügen; aber, wie alle hochgelehrten Leute, ist er hartnäckig und kann keinen Widerspruch vertragen. Er wird mit Euch von Seelen und Geistern sprechen. Ob Ihr davon auch nur ein Wort verstehen werdet, weiß ich nicht; aber Ihr müßt Euch stellen, als ob Ihr an die sonderbaren Dinge glaubtet. Wenn Ihr es mit ihm wie mit mir macht, wird er traurig und böse werden, er wird Euch verabschieden und Ihr würdet ihn nicht mehr zu sehen bekommen und setztet Ihr Himmel und Erde in Bewegung. Ihr müßt seine Freundschaft zu gewinnen suchen . . . Zieht die Schultern nicht: das Glück Eures Lebens steht auf dem Spiele, mein lieber Wilhelm. Euer Onkel ist sehr reich und er könnte Euch zum Vortheile Jemandes enterben, der vielleicht durch Arglist seine volle Gunst zu erlangen suchte. Ihr wißt, daß Ihr eine Nichte habt."

„Ich habe ihrer wahrscheinlich viele, aber ich kenne sie nicht."

„Ich spreche nur von einer einzigen; von Theresia Dewit, der Schwestertochter der seligen Frau Reimond."

„Ich habe sie niemals gesehen, Jakob."

„Sie erbt gleichfalls von meinem Herrn. Sie wird vor seinem Tode hierher kommen, wenn der Notar zu Antwerpen noch zeitig genug ermitteln kann, was aus ihr geworden ist. Diese Dewit sind böse Leute, Wilhelm; und, können sie zu Eurem Onkel gelangen, so werden sie Alles, was nur möglich ist, thun, um ihn zu hintergehen und Euch Euer Erbtheil zu entziehen. Seid deshalb auf Eurer Hut, mein Freund. Warum solltet Ihr, aus Mangel an Zuneigung, Euren armen Onkel betrüben und ihn Euch feindlich gesinnt machen?"

„Ihr habt vielleicht Recht, Jakob", murmelte der Jüngling gedankenvoll.

„Wollt Ihr also meinen guten Rath befolgen?"

„Ich werde es wenigstens versuchen."

„Habt Dank; geht jetzt zu Eurem Onkel. Seht Ihr die Thür da? Tretet hinein; am Ende des Ganges ist ein Saal, wo Euer Oheim Euch erwartet. Klopfet weder an, noch ruft: man darf auf Wildenborg kein Geräusch machen. Ich folge Euch nicht. Habt guten Muth und seid vernünftig. Lebt wohl, bis gleich!"

III.

Sobald Wilhelm den Gang des Schlosses erreichte, lief ihm der Hund entgegen und beroch ihn von allen Seiten. Diese Untersuchung mußte einen günstigen Eindruck auf das Thier machen, denn er lief, mit dem Schwanze wedelnd, vor dem Jüngling her, der, über diese unerwartete Freundschaft des Nox verwundert, ihn mit der Hand auf dem Rücken streichelte.

Bei seinem Eintritt in den Saal fand er seinen Onkel am Tische sitzen, die Hand auf einen Todtenkopf haltend. Der Anblick seiner unbegreiflichen Magerkeit und sein Aeußeres, das einem Gespenste oder Gerippe glich, ließen ihn schaudern und er blieb in der Mitte des Saales stehen, indem er stillschweigend grüßte und nicht wußte, was er thun oder wie er sich gegen den sonderbaren Mann benehmen sollte, der jetzt seine glänzenden Augen auf ihn richtete und ihn neugierig vom Kopfe bis zu den Füßen betrachtete. Nox lief munter rund um Wilhelm herum und ließ ein leises Knurren hören.

„Mein Hund liebt Euch: das ist ein gutes Zeichen", sagte Herr Reimond. „Kommt näher mein Freund und reicht mir die Hand."

Der Jüngling näherte sich seinem Onkel, drückte ihm die Hand und sagte:

„Gott sei dafür gesegnet, daß er mir es gestattet, meinen Wohlthäter, den Beschützer meiner Eltern und meiner

Kindheit, noch einmal zu sehen! O, lieber Onkel, glaubt es mir, kein Augenblick meines Lebens ist vergangen, ohne daß mein dankbares Herz Eurer Güte nicht gedacht hätte. Ach, der Himmel hat meine Gebete nicht erhört: Ihr seid krank . . ."

„Laßt uns jetzt darüber nicht sprechen", fiel Herr Reimond ihm in's Wort. „Setzt Euch dort vor mir auf den Stuhl. Die Dankbarkeit ist eine schöne Blüthe der Seele; aber dies Gefühl darf nicht übertrieben sein. Was ich für Eure Eltern und für Euch gethan habe, ist der Mühe nicht werth, daß man davon spricht."

„O, sagt dieses nicht lieber Onkel", fuhr der Jüngling mit Rührung fort. „Was würde ich arme Waise ohne Eure mildthätige Unterstützung in der Welt angefangen haben? Wer hätte für meine Erziehung gesorgt? Und genieße ich nicht noch bis auf diesen Tag Eure Wohlthaten?"

„Es sei so, mein Freund, wir wollen von etwas Anderm sprechen. Nachdem Ihr Eure Studien auf dem Athenäum beendet hattet, habt Ihr auf dem Büreau eines Notars geschrieben; seitdem aber denselben verlassen und in einem Dorfe bei Mecheln gewohnt. War Euer erster Herr vielleicht mit Euch unzufrieden?"

„Er war mit mir vollkommen zufrieden; aber ich bedachte, daß ich ohne Connexion bei der Staatsregierung niemals auf eine Notariatsstelle in einer großen Stadt hoffen könnte. Ein Dorfnotar, der ein Freund meines Herrn war, bot mir eine Schreiberstelle mit der Aussicht, einstens sein Nachfolger zu werden, an, da er keine Verwandte habe, denen er seine Stelle vererben könnte. Ich habe sie mit Freuden angetreten, um so mehr, da ich auf einem einsamen Dorfe besser meine Studien fortsetzen kann."

„Also, Ihr studirt noch?"

„Das heißt meine ganze freie Zeit verwende ich auf das Lesen nützlicher Bücher. Es ist ein Bedürfniß meiner Natur geworden, meinen Geist mehr und mehr zu vervollkommnen; Ihr werdet Euch darüber wundern, Herr Oheim; aber Ihr seid die Ursache meines Wissensdranges und um Euretwillen allein suchte ich mir immer mehr und mehr Kenntnisse zu erwerben."

„Ich begreife es nicht“, murmelte Herr Reimond.

„Es könnte Euch als eine Schmeichelei erscheinen, aber welchen Grund sollte ich haben, die Wahrheit zu verschweigen? Meine selige Mutter sprach zu jeder Zeit über Euren scharfen Verstand und Eure tiefe Gelehrsamkeit, sodaß der Eindruck meiner ersten Jugend in mir geblieben ist und ich meinte, durch eine geheime Triebfeder bewogen, mit meinem Geiste etwas ausforschen zu können, was Euch angenehm wäre.“

Ein Lächeln inniger Zufriedenheit erheiterte das Gesicht des Herrn Reimond, der zuerst den Jüngling mit Wohlgefallen anblickte und dann schweigend den Blick in die Augen des Todtenkopfes senkte, als wollte er ihn über etwas zu Rathe ziehen.

Wilhelm sagte sich, daß, wenn sein Oheim wirklich über gewisse Dinge sonderbare Ansichten haben könnte, er doch nicht geisteskrank zu sein schiene. Dieser Gedanke stimmte ihn heiter; denn er trug in der That ein inniges Gefühl der Dankbarkeit im Herzen und hatte trotz der fünfzehnjährigen Trennung dennoch unausgesetzt seinen Wohlthäter aufrichtig geliebt.

Herr Reimond drückte seinem Neffen die Hand, als hätte er eine zustimmende Antwort des Todtenkopfes erhalten und sagte:

„Eure Mutter war eine brave Frau. Die Seele, die in Eurem Körper wohnt, hat gute Neigungen und ist auf dem Wege, einen großen Schritt vorwärts nach der unendlichen Vollkommenheit zu thun. Ihr seid jetzt ohne Vermögen und Eure unzureichenden materiellen Mittel hindern Euch, an Kenntnissen und Gelehrsamkeit zuzunehmen. Freuet Euch, mein Freund, meine Seele steht im Begriffe, ihre sichtbare Hülle abzustreifen. Ich werde Euch Geld und Gut zur Genüge hinterlassen, um der Sorgen des Lebens überhoben zu sein.“

„O, Herr Oheim, warum wollt Ihr schon verzweifeln?“ seufzte der Jüngling in traurigem Tone. „Wahrlich, ich bemerke mit tiefem Schmerze, daß Ihr sehr leidend seid; aber wenn Ihr die richtigen Arzneimittel anwendet, werdet Ihr Euch nach und nach bessern. Die Einsamkeit, Euer stilles

Leben hat die Gesundheit wahrscheinlich angegriffen. Es hängt von Euch ab, die Kräfte durch ein wenig Bewegung in der freien Luft wieder aufzufrischen."

„Ich bin nicht krank, mein Freund", war die Antwort.

„Ach, Herr Oheim, Ihr seid so außerordentlich mager!"

„Das rührt daher, weil der Tod naht. Noch vier Tage."

„Aber sagt dieses nicht, lieber Oheim! das ist eine Einbildung!"

„Eine Einbildung! Euch sind allerdings die Geheimnisse der geistigen Welt noch verborgen. Ich werde in der letzten Minute des einunddreißigsten dieses Monats sterben. Es ist unfehlbar wahr und unwiderruflich."

Der Jüngling schüttelte mitleidig den Kopf.

„Ihr glaubt mir nicht?" fuhr Herr Reimond fort. „Ist es denn so unbegreiflich, daß ein Mensch die Stunde seines Ueberganges in ein ewiges Leben wissen kann? Dieser da ist es, der mir seit sechs Monaten täglich zusichert, daß jener Augenblick immer näher rückt."

Und, während er dieses sagte, legte er den Finger auf den Todtenkopf.

Die Thränen standen Wilhelm in den Augen, doch er sprach nicht. Er wußte in der That nicht, was er sagen sollte. Er durfte es nicht wagen, den verkehrten Ansichten seines Oheims geradezu entgegen zu treten und sich stellen, als bekenne er sich zu ihnen, das widerstritt der Aufrichtigkeit seines Herzens.

„Ihr seht mich so erstaunt an? Ihr glaubt wie die andern Menschen auch, daß ich wahnsinnig bin, nicht wahr?" murrte der Onkel. „Es ist Jedem nicht gegeben, mit der geistigen Welt in Berührung zu kommen und Geheimnisse zu wissen, die nur sehr geläuterten Seelen, von Zeit zu Zeit, offenbart werden. Wenn ich sagte, daß in diesem Todtenkopfe ein Geist wohnt, dessen Sprache mir klar und verständlich ist; wenn ich versicherte, daß dieser Geist bereits dreißig Mal, unter verschiedener menschlicher Gestalt gelebt hat, würdet Ihr mir es glauben?"

„Ich möchte Euch wohl glauben, aber, da es mir an Sachkenntniß gebricht, ist es mir für jetzt unmöglich", stammelte der Jüngling verlegen.

„Gut geantwortet, Wilhelm; Ihr läugnet wenigstens nicht völlig das Vorhandensein der Geister."

„Gewiß nicht; über der materiellen Natur stehen geistige Wesen; die Religion lehrt es uns und unser Gewissen läßt es uns ahnen, daß mit diesem Leben nicht Alles aufhört."

Diese mit Ueberzeugung ausgesprochenen Worte schienen Herrn Reimond absonderlich zu gefallen; er nickte zustimmend mit dem Kopfe und sagte:

„Ihr glaubt also an die Unsterblichkeit der Seele, an ein zukünftiges Leben, an die Bestrafung des Bösen und die Belohnung des Guten: mit einem Worte an die Gerechtigkeit Gottes?"

„Ist es möglich, Herr Oheim, an so einleuchtende Wahrheiten zu zweifeln?"

„Ja, Wilhelm, es gibt Leute, die daran zu zweifeln wagen; aber es gibt noch viel mehr, die nur einen beschränkten oder undeutlichen Begriff von diesen Wahrheiten haben. Ich weiß nicht, meine Seele hat zu der Eurigen eine geheimnißvolle Zuneigung. Sie denkt, daß diese für jene höhere Wissenschaft reif genug sein könnte. Wäre es so, ich würde mit einem Gefühle höchsten Glückes diese Erde verlassen. Nicht allein, weil auf diese Weise die Früchte meines thätigen Strebens der Menschheit nicht verloren gingen; sondern hauptsächlich, weil es mir vor meinem Tode noch vergönnt wäre, Euch eine Wohlthat zu erweisen, die tausendmal mehr werth ist als das Vermögen, welches Ihr bald erben werdet . . . . Laßt hören, mein guter Neffe, wollt Ihr lernen, wie man mit der Geisterwelt in Beziehung kommt? Wollt Ihr es wenigstens versuchen? Denn es ist nicht gewiß, daß Eure Seele schon genug bewährt und geläutert ist."

„Um mich Euch gefällig zu erweisen, werde ich Alles versuchen, was Ihr wünscht, Herr Oheim", antwortete der Jüngling in einem Tone geduldiger Resignation.

„Wohlan, mein Freund, strengt also Euren Kopf an und bleibt Euch anfangs meine philosophische Deduction auch

etwas unverständlich, thut Euch Gewalt an, mich zu begreifen. Macht Euch mit dem Gedanken vertraut, daß, wenn ich Euch geeignet finden könnte, die moralische Erbschaft meiner Seele anzutreten, ich dieses als eine tausendfältige Belohnung für das wenige Gute, welches ich Euren Eltern und Euch erwiesen habe, ansehen würde. Ihr sollt erfahren, was der Geist, der diesen Todtenkopf bewohnt, mir mitgetheilt hat. Gebt Acht, ich bitte Euch."

Herr Reimond schob seinen Stuhl näher und fing in langsamem, feierlichen Tone an:

„Folgendes lehren uns die Geister. Ehe unsere Erde bestand, sah Gott — das einzig ewige, ganz reine, vollkommene und allmächtige Wesen — daß der unermeßliche Raum des Weltalls leer war. Er schuf die Engel — er schuf sie in unnennbarer Zahl — um die Leere auszufüllen, den Raum zu beleben und ihn in seiner Majestät zu loben und ihm zu dienen. Die Engel waren zwar freie Geister, aber ganz vollkommen waren sie nicht; sonst würde Jeder unter ihnen Gott gleich gewesen sein, der allein vollkommen sein kann. Es geschah, daß einer dieser Geister, Lucifer mit Namen, von Hochmuth verleitet, mit einigen hundert Millionen seiner Freunde, sich gegen den einzigen Gott erheben wollte; aber seine Vermessenheit erhielt eine schreckliche und verdiente Strafe. Er wurde niedergedonnert und für immer von dem Anschauen des Herrn ausgeschlossen und muß fortwährend in der Finsterniß trauern und leiden. Dann wollte Gott die leergewordenen Plätze unter den Schaaren seiner treu gebliebenen Diener wieder ausfüllen; aber es konnten nur geprüfte Geister in der unmittelbaren Nähe seines Thrones sich aufhalten. Darum schuf er den Menschen. Der Mensch ist ein unvollkommener Engel, der durch Versuchung und Ueberwindung, durch Leiden und Muth, durch Kampf und Ausdauer, mit einem Worte, durch Anstrengung und Kampf, zu der absoluten Macht und Reinheit gelangen muß, wenigstens insoweit, als ein erschaffenes Wesen im Vergleiche mit Gott rein sein kann .... Begreift Ihr das, mein Freund?"

„O, sehr gut, lieber Onkel", antwortete der Jüngling, der mit Staunen zuhörte.

„Wohlan, Gott schuf auch die Erde und die ganze Welt mit ihren Gewächsen und Thieren, mit ihren Schönheiten und Mängeln, mit ihren Verlockungen, ihrem Glücke, ihren Widerwärtigkeiten, ihren Freuden, ihren Leiden, ihrer Freundschaft, ihrer Liebe, damit der Mensch mit all diesen Gegensätzen zu ringen hätte und seine moralische Natur durch die errungenen Siege geprüft und geläutert würde .... Hier habe ich zunächst von dem Wesen der Geister zu sprechen ... Der Körper des Menschen ist nur Erde, eine materielle Hülle, die den eigentlichen Menschen, die Seele, umgibt. Sonst könnte er seine Bestimmung nicht erfüllen. Denn ein fleischloser Geist hat keine Organe der Sinne und kann weder mit der Materie in Berührung kommen noch von ihr irgend eine Anfechtung erleiden. Um leiden und ringen zu können, muß die Seele des Menschen in eine irdische Form gebracht werden, damit er durch die Materie mit der Materie in Berührung komme und ihr zum Theil unterworfen werde. Dies beweist Euch auch, daß gleichwohl die Seele den eigentlichen Menschen ausmacht und er seinen Körper verlassen kann, ohne daß er zu sein aufhört. — Begreift Ihr diese Auseinandersetzung Neffe?“

„Sie fängt an, mir etwas dunkel zu werden, Herr Oheim“, murmelte der Jüngling.

„Ich werde es versuchen, mich verständlicher zu machen, Wilhelm. Auf folgende Weise erklärt der Geist die Bestimmung des Menschen für die Ewigkeit. Alle menschlichen Seelen werden zu tausenden von Millionen in jedem Augenblicke erschaffen; aber sie bekommen nicht alle eine materielle Hülle. Der erste, der die Prüfung hier auf Erden bestand, war Adam und ihm folgten, bis auf den heutigen Tag, eine nicht anzugebende Zahl anderer. Ein Mensch durchlebt mehr als ein Leben; es gibt solche, welche wohl bereits hundertmal immer von Neuem die Prüfung begonnen haben und, wegen Mangel an Kraft, Tugend und Fortschritten werden sie dieselben noch oft zu wiederholen haben. Nehmt an, daß jährlich viele tausend Menschen sterben. Wohin meint Ihr, daß ihre Seelen wandern?“

„Die Religion läßt darüber keinen Zweifel“, bemerkte der Jüngling.

„In der That nicht", antwortete Reimond. Am Ende wird es so geschehen, wie die Religion uns lehrt, aber erst, wenn die Welt vergeht."

„Solche Dinge sind schwer zu begreifen", murmelte Wilhelm, der nicht mehr wußte, was er antworten sollte.

„Freilich, aber Ihr werdet sie endlich wohl ergründen", erwiderte der Onkel in ermuthigendem Tone.

„Gibt es unter den hunderttausend Seelen einige, die die erforderliche Reinheit erlangt haben, so werden sie in den Himmel aufgenommen und jede von ihnen nimmt den Platz von einem der gefallenen Engel ein. Die andern noch unvollkommenen Seelen halten sich im Raume auf und müssen dort warten, bis es Gott gefällt, ihnen eine neue Prüfung, das heißt, ein neues Leben, auf Erden zu bewilligen. Alle diese Seelen, alle diese Geister, ohne materiellen Körper, bevölkern die Luft, worin sie sich, wann sie wollen, mit der Schnelligkeit des Blitzes bewegen; aber sie bleiben am liebsten an den Plätzen, welche sie als Mensch bewohnt haben und in der Nähe ihrer Freunde, ihrer Eltern oder Kinder. So umringen uns, während ich mit Euch spreche, wohl an zwanzig Geister. Unter ihnen erkenne ich meinen Vater und den Eurigen; meine Frau und Eure Mutter, die uns belauschen und sich in der Hoffnung freuen, daß Ihr diese geheimnißvolle, übernatürliche Kraft erlangen werdet, um sie sehen und mit ihnen sprechen zu können."

Ein Zittern schien den Jüngling zu ergreifen. Der Gedanke, daß seine verstorbenen Eltern in seiner Nähe ständen und ihn sähen, machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf ihn. Er fühlte eine Beklemmung des Herzens und stieß einen lang unterdrückten Seufzer aus:

„Seid ohne Furcht, mein Freund", sagte sein Onkel, „diese körperlosen Seelen hindern uns nicht, es ist ihnen nicht gestattet, den Seelen, die noch ihre fleischliche Hülle haben und auf Erden leiden und kämpfen, Böses zu thun. Erfahret nun ferner, daß einige Menschen, die durch wiederholte, glücklich bestandene Versuchungen und Pflege der Wissenschaften, zu einem höheren Grade der Reinheit gelangt sind, die Macht haben, mit den harrenden Seelen, die den Raum erfüllen, in Gemeinschaft zu treten; mit andern Wor-

ten die Eigenschaft besitzen, die körperlosen Geister anzurufen und zur Mittheilung alles dessen, was sie wissen, zu zwingen. Der Geist, der diesen Schädel bewohnt, hat schon dreißigmal gelebt. Er nähert sich der erforderlichen Reinheit und weiß deshalb Dinge zu offenbaren, wovon weniger geläuterte Seelen keine Kenntniß haben. Dies Alles ist für Euch doch wohl faßlich, nicht wahr?"

„Es erregt Erstaunen und Verwunderung", antwortete Wilhelm, „Eurer Auffassung nach würden alle Menschen, ohne Ausnahme, in den Himmel kommen. Das streitet aber wider Religion und Gewissen, die uns lehren, daß Strafe oder Belohnung nach diesem Leben eintreten sollen."

Dieser Widerspruch besteht jedoch nur scheinbar, mein Freund; am Ende wird es so geschehen, wie uns gelehrt wird. Nachdem hunderte von Millionen reiner Seelen in den Himmel aufgenommen und der letzte Platz der gefallenen Engel ausgefüllt ist, wird Gott die Welt untergehen lassen; diejenigen Seelen jedoch, die trotz der vielen Prüfungen, noch unrein, böse und sündhaft geblieben sind, werden niedergedonnert werden, um in ewiger Finsterniß und Gesellschaft der Teufel zu büßen und zu leiden."

Nox, der seit einiger Zeit schnüffelnd um den Stuhl des Jünglings geschlichen war, sprang jetzt mit einer seiner Vorderpfoten auf seine Kniee und wühlte mit seiner Schnauze um die Brusttasche seines Fracks herum, als röche er dort etwas Besonderes.

„Nox, hierher, ruhig", sprach Herr Reimond in befehlendem Tone.

Das Thier verließ den erstaunten Wilhelm und kroch zu den Füßen seines Herrn.

„Habt Ihr, lieber Neffe, Fleisch in der Tasche?"

„Durchaus nicht", stammelte der Jüngling, indem er einige Papiere herauszog.

„Ha, ich sehe, was es ist!" rief Herr Reimond lächelnd. „Ihr habt da den Brief, den ich Euch geschickt. Der Hund hat ihn schon einmal in seinem Maule gehabt und er kennt ihn am Geruche."

„Das ist ein wunderliches Thier!" seufzte Wilhelm. „Ich begreife es wohl, daß der Gärtner dadurch in Angst

versetzt wird. Man sollte bald glauben, daß Nox Menschenverstand hätte. Als er kam, um mich zu rufen, schien er sogar sprechen zu wollen!“

„Es ist ein armes Thier, das mir treu und dankbar verbleibt, weil ich ihm einst zu Hülfe kam, als es sich in Lebensgefahr befand“, sagte Herr Reimond. Was den alten Jakob betrifft, so ist er ein braver Mann und eine treue Seele; aber sein Muth und sein Verstand reichen nicht weit. In seiner Einfalt träumt er von nichts als schrecklichen Dingen und sobald er etwas sieht, was er nicht begreifen kann, meint er, daß übernatürliche Ursachen im Spiele sind. Was ist Wunderbares dabei, daß dem Nox beigebracht ist, den Gärtner zu rufen, weil er nie zu fressen bekommt, als wenn ich Jakob kommen lasse? Die Einsamkeit und die fortwährende Stille haben vielleicht die Natur des armen Thieres in etwa verändert. Vielleicht wohnt auch in ihm eine Seele, die im Begriffe steht, zu einer höheren und glücklicheren Prüfung über zu gehen; — aber das kann ich nicht mit aller Sicherheit behaupten.“

„Eine Seele in dem Hunde? Eine menschliche Seele?“ murmelte Wilhelm mit ungläubigem Lächeln.

„Warum nicht?“ war die Antwort. „Wenn es Gott gefällt, wiederspänstige oder nichtsnutzige Seelen so zu bestrafen oder sie einer schweren Versuchung auszusetzen. Es gibt trotzige Wütheriche, die in Esel verwandelt sind, um sie durch den Stock des Treibers zu bändigen; hochmüthige Weiber, die Kröten werden und in dieser verächtlichen Gestalt ein ganzes Leben im Schmutze zubringen; Kriegshelden, welche, um Ruhm zu erlangen, Ströme Blutes vergossen und die Hasen geworden sind, damit die stete Furcht vor den Hunden ihren grausamen Uebermuth strafe und die Kugel des Jägers ihr Blut auch vergieße; aber nicht in allen Thieren wohnen menschliche Seelen und es ist den Geistern nicht gestattet, darüber eine bestimmte Erklärung abzugeben . . . Nun, mein guter Wilhelm, . . . habe ich Alles gesagt, was ich für nöthig hielt, um Euch eine klare Vorstellung von der Geisterwelt zu geben. Ist Euch noch etwas dunkel geblieben, so werde ich, wenn Ihr es wünscht, in meiner Auseinandersetzung fortfahren.“

„Nein, lieber Onkel, ich weiß genug“, antwortete der Jüngling mit einer Stimme, die Müdigkeit und Trauer verrieth.

„Desto besser, lieber Neffe; dann können wir sogleich mit der Schlußprobe, wozu ich Euch vorbereitet habe, beginnen“, sagte Herr Reimond, indem er aufstand. „Ha, Wilhelm, lieber Freund, vielleicht werdet Ihr schon, ehe eine Stunde verflossen ist, mit der Geisterwelt in Verkehr getreten sein. Sollte dieses gelingen, ich würde Gott für die hohe Wohlthat, die er Euch und mir erwiese, danken! Kommt hierher, setzt Euch auf diesen Stuhl vor den Todtenkopf; ich will Euch lehren, wie Ihr es anstellen müßt, um den Geist, der darin wohnt, sehen und hören zu können.“

„O, ich bitte Euch, erlaßt mir diesen Versuch!“ flehte Wilhelm. „Ich weiß nicht, vielleicht ist meine Seele noch nicht rein genug; es ist, als flößte diese geheime Wissenschaft mir Schrecken und Abscheu ein. Seid überzeugt, ich würde, wenn Eure Bemühungen auch den ganzen Tag dauerten, den Geist dennoch nicht sehen.“

„Ihr glaubt das?“ entgegnete der Onkel. „Ihr täuscht Euch ohne allen Zweifel. Dieser Abscheu ist natürlich. In dem materiellen Gewande erschrickt der Mensch vor jedem Geheimnisse; aber Ihr müßt die Furcht überwinden und mit festem Muthe und vollen Vertrauen dem Unterrichte zuhören, den ich Euch ertheile. Sobald Ihr den Geist seht, seine Sprache versteht, werdet Ihr aufjauchzen und mir vor Dankbarkeit in die Arme fliegen. Ja, es gibt auf Erden kein größeres Glück als diese Wissenschaft, die unsere Existenz bis zu den äußersten Grenzen des Weltalls erweitert. Nun, setzt Euch vor den Schädel.“

„Aber, lieber Onkel, habt die Güte, mich wenigstens für heute zu entschuldigen!“

„Gewiß nicht, Wilhelm; es ist Eure sinnliche Natur, die darnach ringt, die Oberhand zu behalten. Sie muß bekämpft und besiegt werden; es wäre eine Feigheit, ihrem Egoismus so nachzugeben. Ihr weigert Euch? Sollte ich mich geirrt haben? Sollte ich den Schmerz erleben, in

Euch, meinem Neffen, eine widerstrebende und noch sehr schwache Seele zu erkennen?"

Der Jüngling bemerkte, daß seine Weigerung das Herz des Onkels mit Betrübniß erfüllte. Aus Achtung, aus Zuneigung zu ihm, beschloß er, sich zu Allem zu verstehen, was er von ihm verlangen konnte. Er stand auf, setzte sich vor den Schädel und sagte:

„Ihr habt Unrecht, Herr Oheim, an meinem Muthe und guten Willen zu zweifeln. Ich bin gewiß, wenigstens glaube ich gewiß zu sein, daß ich keinen Geist sehen werde; aber, weil Ihr darüber anders denkt, wohlan, ich bin bereit. Was habe ich zu thun?"

„Es wird schon gehen, Ihr kennt Euch selbst nicht, Wilhelm!" rief Herr Reimond vergnügt. „Habt Vertrauen: Ihr werdet nicht allein der Erbe meiner irdischen Güter, sondern auch des moralischen Vermögens meiner Seele sein! — Rückt Euren Stuhl an den Tisch — setzt Euch nach Eurer Bequemlichkeit, — legt die rechte Hand auf den Todtenkopf — seht jetzt tief, sehr tief in seine hohlen Augen und versucht alsdann Euren Blick nicht zu bewegen, damit nichts in diesem Zimmer Euch zerstreue oder störe. Macht Euch jetzt selbst mit dem Gedanken vertraut, daß Ihr einen Geist sehen wollt, einen Geist in menschlicher Hülle; denn in einer andern Gestalt kann er sich vor Euren sinnlichen Augen nicht zeigen. Wollen und zwar fest wollen, überzeugt sein und glauben, nicht verzagen, standhaft und unüberwindlich wollen, das ist hier die Zauberruthe, welche die Geisterwelt Eurem Blicke aufschließen muß. Versucht es daher, Euren Geist in eine solche Fassung zu bringen, daß er durch diesen Selbstmagnetismus, wenn ich mich so ausdrücken darf, Euren Körper verlasse und sich mit den geistigen Wesen, welche die Luft anfüllen, vermenge . . . So ist es recht, rührt Euch nicht mehr, verhaltet Euch schweigend und, was auch geschehen möge, wendet Euer Gesicht weder vom Todtenkopfe, noch Eure Gedanken und Euren Willen von dem Ziele dieser Probe ab. Still jetzt!"

Der Jüngling betrachtete diesen Versuch, Geister zu wecken, als eine beklagenswerthe Verirrung seines Onkels. Jedoch, um seinen kranken Wohlthäter nicht zu betrüben, erfüllte er bereitwillig seinen Wunsch und hatte buchstäblich die ihm ertheilte Lection befolgt. Er saß wie ein steinernes Bild regungslos da und blickte so unverrückt in die hohlen Augen des Schädels, daß seine Augen darunter litten und Schwindel ihn ergriff.

Er behielt indessen seine Geduld bei, denn er hoffte, daß sein Onkel selbst dieses nutzlosen Versuches bald müde werden und ihn davon entbinden würde. Darin irrte er sich jedoch gröblich; es verfloß wohl eine halbe Stunde, ohne daß Herr Reimond irgend einen Laut von sich gab; er schien im Gegentheil seinen Athem anzuhalten, um seinen Neffen nicht zu stören und seine Aufmerksamkeit von dem erstrebten Ziele abzulenken.

Was Wilhelm betrifft, so langweilte sich dieser unbeschreiblich; Alles schien sich vor seinem verdüsterten Gesichte zu drehen und der Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Er fühlte, daß er es nicht länger aushalten konnte und fragte sich gerade, ob er dieses Spiel schließlich nicht unterbrechen sollte, als sein Onkel mit gedämpfter Stimme in sein Ohr flüsterte:

„Wendet den Blick nicht ab, Wilhelm; es wird Euch gelingen: ich habe auf Eurem Gesichte die Anzeichen verfolgt, die von der Spannung Eurer Seele zeugen. Noch eine halbe Stunde Geduld und das große Geheimniß wird sich vor Euren Augen entschleiern.“

„Noch eine halbe Stunde, o Himmel!“ seufzte Wilhelm erschreckt.

„Schweigt, bleibt standhaft; ich beschwöre Euch, Freund, wenn Ihr einige Liebe, einige Dankbarkeit für mich fühlt, laßt Euren Muth im letzten Augenblicke nicht wankend werden. Nicht wahr, Ihr seht hinten im Schädel nebelartige Wölkchen, die sich bewegen und auf und ab zu schweben scheinen, um eine bestimmte Gestalt anzunehmen?“

„Ich sehe Wölkchen, die hin und her wogen, weiße

Ringe, die sich drehen, Funken, die sprühen und alle Arten von sonderbaren schwindelerregenden Dingen", stammelte Wilhelm.

„Ha, so ist es recht! Eure Seele beginnt sehend zu werden. Geduld, Geduld, setzt die Probe nur mit unerschütterlichem Vertrauen fort. Still jetzt, kein Wort, kein anderer Gedanke mehr als das Ziel allein!"

Noch eine ganze Viertelstunde hielt Wilhelm es aus; aber dann fühlte er, daß eine unwiderstehliche Schlaflust ihn allmälig befiel. Er gähnte von Zeit zu Zeit, suchte jedoch diese Anzeichen der Langweile durch gewaltsames Schließen des Mundes zu verbergen. Endlich konnte er das fieberische Zucken seiner Nerven nicht mehr unterdrücken; er gähnte mit weit geöffnetem Munde und sein zurückgehaltener Athem wallte, gegen seinen Willen, mit einem schmerzlichen Laute aus seiner Brust auf.

„O, lieber Onkel, habt Mitleid mit mir!" seufzte er, den Kopf zur Seite wendend. „Ich falle in Schlaf; schon habe ich von dem, was ich thue, kein Bewußtsein mehr."

„Noch etwas Muth, noch etwas Geduld, Freund; wir erreichen wahrscheinlich das Ziel!"

„Nein, nein, noch eine Minute und ich stürze mit dem Kopfe auf den Tisch, um erst morgen wieder aufzuwachen! Meine Schuld ist es nicht, Herr Onkel. Ich bin, weil ich den ganzen Tag gereist bin, außerordentlich ermüdet. Ihr seht es wohl, daß, abgesehen von der Ermüdung, mein Wille gut ist."

„In der That. Ihr wart jedoch schon weit vorgerückt! Aber es sei so; man wird in diese unschätzbare Wissenschaft nicht auf einmal eingeweiht. Verzweifelt nicht, Wilhelm; wir werden morgen, wahrscheinlich mit mehr Glück, den Versuch erneuern. Hört jetzt auf; für heute ist es genug. Ueberdies wird es bald Abend werden und die Stunde der Einsamkeit rückt für mich heran. Was Euch betrifft, Ihr verlangt nach Ruhe. Ich habe für Euch in dem hintersten Theile des Schlosses ein Zimmer in Ordnung bringen lassen. Jakob Mispels wird Euch bedienen; er hat den Auftrag, Alles, was Ihr wünscht, zu besorgen und verlangt Ihr

etwas, was auf Wildenborg nicht zu haben ist, Jakob wird es aus dem Dorfe heranholen. Während der Nacht werde ich den Geist des Todtenkopfes über Euch befragen; er wird mir wahrscheinlich mittheilen, wie Ihr sogleich zu den Seelen in Beziehung treten könnt. Habt guten Muth und schlaft ruhig bis morgen, mein Freund!"

Er reichte seinem Neffen die Hand. Dieser sprach im Tone tiefsten Mitleids und Schmerzes:

„Also, mein guter Onkel, Ihr verharrt bei dem schrecklichen Gedanken, daß Ihr innerhalb weniger Tagen sterben werdet?"

„Ein Gedanke, Wilhelm? Es ist eine ausgemachte Wahrheit."

„Aber wenn Ihr zu leben wünschtet?"

„Es würde nichts daran ändern. Ueberdies, mein Junge, sehne ich mich außerordentlich nach dem Tode."

„Unbegreiflich!" seufzte Wilhelm muthlos.

„Was ist denn Unbegreifliches daran?" erwiderte der Onkel lächelnd. Jedesmal, wenn ein Mensch nach einem ziemlich guten Leben stirbt, kommt er um einen Schritt der endlichen Vollkommenheit näher, die ihm einen Platz bei Gott und die ewige Seligkeit verleihen muß. Wenn man auf dem Wege zum größten Glücke ist, verlangt man denn zu langem Aufenthalte genöthigt zu sein? Grämt Euch nicht über meinen unfehlbaren Tod; Ihr seht wohl, daß ich weder erschreckt noch wehmüthig bin."

Der Jüngling erkannte, daß gegen die fest eingewurzelte Meinung seines Oheims nicht anzukämpfen war. Er murmelte eine gute Nacht und wollte schon den Saal verlassen; aber Herr Reimond hielt ihn noch zurück und sagte:

„Ich habe den ganzen Tag über eine schwierige Sache nachgedacht. Wilhelm, Ihr habt eine ferne Nichte, welche die andere Hälfte meiner Güter erben muß. Ich wünsche, daß Wildenborg mit den dazu gehörenden Büschen, Weiden und Ländereien ungetheilt bleibe; es ist ein Erbgut von väterlicher Seite. Meine Absicht ist, Euch Wildenborg zu vermachen, aber, weil ich wünsche, daß es unverkäuflich und ungetheilt bleibe, so würde dadurch der Werth Eures Erbtheils

vermindert werden. Ich werde das Mittel ausfindig machen und Euch eine Schadloshaltung gewähren; wir wollen morgen darüber sprechen. Ich werde Euch früh rufen lassen. Geht jetzt und schlaft gut."

Wilhelm verabschiedete sich und verließ den Saal.

Sobald er sich unter blauem Himmel befand, entfuhr ihm ein tiefer Seufzer, als fiele ein Stein von seiner Brust. Statt nach dem Gärtnerhäuschen zu gehen, trat er, durch die Noth zu einsamem Nachdenken getrieben, in die grüne Laube und setzte sich auf die Bank nieder. Er kreuzte die Arme auf der Brust, starrte auf den Boden und blieb sehr lange in tiefe Gedanken versunken.

Endlich richtete er den Kopf auf und murmelte mit einem Ausdrucke von Erstaunen:

„Was geht mit mir vor? Da sitze ich und denke an die Möglichkeit der wunderlichen Dinge, die mein Onkel mir erzählt hat! Wie schwach ist doch der Geist des Menschen und wie mächtig der Eindruck der übernatürlichen Geheimnisse! So eine ganze Stunde in die hohlen Augen eines Todtenkopfes zu starren, das bezaubert und macht das Gehirn schwindlich. Armer Oheim, er ist sehr krank; seine Phantasie verirrt sich. Ach, es ist nichts daran zu ändern . . . Was bin ich müde! Ich will in aller Eile etwas essen und dann Trost und Erquickung in der Ruhe suchen."

Er verließ die Laube und richtete seine Schritte nach der Wohnung des Gärtners. Sein Geist war umnebelt und sein Herz wehmüthig. Er fand Jakob Mispels und seine Frau eifrig mit der Zubereitung des Abendessens am Herde beschäftigt; es war bereits ein weißes Tischtuch über den Tisch ausgebreitet.

Sobald der Gärtner den Gruß des Jünglings hörte, eilte er ihm entgegen, ergriff seine Hand und fragte mit fieberischer Neugierde:

„Nun, nun? Wie ist es abgelaufen? Hat Euer Onkel Euch freundlich aufgenommen? Ist er mit Euch zufrieden?"

„Ich glaube, es denken zu dürfen", war die Antwort.

„Hat er von seinem Tode, seinem schrecklichen Tode gesprochen?"

„Ja, mehr als ich wünschte."

„Wie? Er sollte Euch gesagt haben, daß der Teufel...?"

„Bleibt mir mit solchen Narrheiten fern, Jakob", murrte Wilhelm unzufrieden. „Mein armer Onkel bildet sich ein, daß er sterben wird, das ist Alles."

„So, ist das Eure Meinung? Zweifelt Ihr an der Wahrheit meiner Behauptung?"

„Glaubt ihm nicht, Wilhelm", fiel Petronella ihrem Manne in das Wort. „Alles, was er erzählt, sind Narrheiten. Man sollte beinahe glauben, daß er in seine Kindheit käme."

„Ich, in meine Kindheit?" brummte Jakob drohend. „Ich werde gleich mit Euch über diese Beleidigung sprechen!"

„Mein Onkel ist krank, sein Gehirn ist krank", seufzte der Jüngling. „Es bleibt wenig Hoffnung auf Genesung!"

„Sein Gehirn wäre krank? Wollt Ihr damit sagen, daß er verrückt ist? Der Pastor scheint derselben Meinung zu sein; aber es ist nicht wahr, mein Herr hat zu viel Verstand und zu viel Gelehrsamkeit, das ist die einzige Ursache seines traurigen Geschickes."

Unterdessen hatte die Frau die Speisen auf den Tisch gesetzt.

„Herr Wilhelm", sagte sie, „setzt Euch gefälligst zu Tische. Ich habe gethan, was in meiner Macht stand, um ein gutes Abendessen anzurichten. Die Reise wird Euch Appetit gebracht haben. Möge Euch die Küche der alten Petronella gefallen!"

Unter vielem Danke begann Wilhelm von den vorgesetzten Speisen zu genießen.

Jakob sprach schon wieder von seinem Herrn und dem Teufel.

„Aber, um Gottes willen, schweigt doch ein wenig und laßt den Herrn essen!" sagte seine Frau.

„Was hat ein Mensch vom Schweigen?" antwortete ihr der Gärtner. „Wenn man ißt, kann man um so besser zuhören. Ihr denkt vielleicht, ich sollte Herrn Wilhelm, den

ich als Kind auf meinen Armen getragen habe, in einem Irrthume lassen, während es mir möglich ist, ihn von der Wahrheit zu überzeugen? Ihr glaubt, Wilhelm, daß mein Herr keine Gemeinschaft mit dem Schwarzen hätte? Ihr habt also auf Nox nicht geachtet und es ist Euch nicht klar geworden, daß Nox nichts anders als ein Geist ist, ein Mistoffel, der ihn bewacht."

„Nox ist ein Hund wie andere Hunde", bemerkte der Jüngling.

„Ein Hund wie andere Hunde? Kenntet Ihr die Geschichte dieses höllischen Dieners, welchen Ihr für eine gewohnliches Thier zu halten geneigt seid, Ihr würdet wohl anders sprechen. Aber, warum sollte ich Euch die Geschichte nicht erzählen, da Ihr doch nichts Anders zu thun habt als zu essen? Fürchtet Euch nicht, sie ist schrecklich, doch kurz. Wohlan, gebt Acht. Es sind den 13. Juli zehn Jahre gewesen; mein Herr lebte wohl einsam, aber die Sachen standen auf Wildenborg noch nicht so wie jetzt. In einer gewissen Nacht wurden wir plötzlich durch ein eigenthümliches Geräusch in der Luft geweckt. Es war, als ob die Erde bebte, als ob hundert Wagen zugleich durch die Luft fuhren. Darauf fing es zu blitzen und zu donnern an, so daß wir meinten, die Welt verginge. Die Blitze waren so grell, daß wir, um nicht blind zu werden, die Hände vor die Augen halten mußten. Vor Schreck und Angst lief ich mit meiner Frau nach dem Schlosse, wir fanden unsern Herrn, der sich damals noch nicht einschloß, in einem Buche mit großen schwarzen Buchstaben lesen. Das Unwetter nahm zu, die Donnerschläge erschütterten die Grundmauern des Schlosses; plötzlich fielen Hagelschlossen, von der Dicke eines Taubeneies und die zerschmetterten Schiefer flogen klirrend durch die Luft . . . Wir standen bebend und betend neben unserm Herrn, als plötzlich ein kläglicher Nothschrei, wie von einem sterbenden Menschen herrührend, sich außerhalb des Schlosses vernehmen ließ. Herr Reimond sprang bestürzt auf und sagte zu mir:

„Es ist Jemand vor dem Gitter, der um Hülfe ruft. Er fleht um einen Zufluchtsort, öffnet und laßt ihn ein."

„Hätte man mir in jenem Augenblicke einen Heuwagen voll Geld gegeben, ich hätte keinen Fuß vor die Thüre gesetzt. Mein Herr sah es wohl, denn er ging selbst und kehrte gleich darauf mit einem Hunde zurück, d. h. mit dem Teufel, der sein Mistoffel werden sollte. Kaum war die gräuliche Bestie hereingelassen, als ein Donnerschlag wie hundert Kanonenschüsse, das Schloß traf und seinen Giebel zu Boden schleuderte. Ich schrie um Hülfe und meine Frau fiel draußen besinnungslos nieder ..... Seit dieser Zeit ist die arme Petronella fast stumm geworden. Das, Wilhelm, ist die Geschichte von Nox. Langt ein gewöhnlicher Hund unter solchen Umständen an? Ach, in dieser gräßlichen Nacht hat mein armer Herr seine Seele dem Schwarzen verschrieben und jetzt ist seine Zeit abgelaufen. Glaubt Ihr jetzt noch, Wilhelm, daß ich nicht weiß, was ich sage? Nox? Nox? ist das ein Name für den Hund eines Christen, sagt?“

„Der Name ist lateinisch und heißt einfach „Nacht“, murmelte Wilhelm, die Schultern ziehend.

„Nacht! Seht Ihr wohl, daß Nox ein Geist der Finsterniß sein muß?“

Der Jüngling, der nicht die geringste Lust verspürte, den Erzählungen des redseligen Jakob zuzuhören, stand vom Tische auf und sagte:

„Ich danke Euch, meine Freunde und Euch insbesondere, meine gute Petronella. Das Abendessen war vorzüglich und es hat mir sehr gut geschmeckt. Es fängt bereits draußen zu dunkeln an; ich bin müde und schläfrig. Seid so gut Jakob und führt mich nach meinem Zimmer.“

Trotz der Versuche, welche der Gärtner anstellte, ihn zum Bleiben zu veranlassen, ein Glas Bier zu trinken und den Abend zu verplaudern, bestand Wilhelm darauf, nach Bett zu gehen. In der That, er konnte vor Müdigkeit die Augen nicht mehr offen halten.

„Wohlan, morgen werdet Ihr Euch erholt haben“, sagte Jakob.

„Aufgeschoben, ist nicht aufgehoben. — Petronella hole

die Laterne aus dem Stalle und stecke ein Licht darin . . . Wie Wilhelm, Ihr glaubt nicht an Teufel?“

„Ich habe das nicht behauptet“, sagte der Jüngling ungeduldig. „Aber Ihr glaubt doch nicht, daß der Teufel Seelen kauft oder Menschen holt. Ich weiß eine Geschichte, die es klar beweist, daß Ihr im Irrthume seid, ich werde sie Euch erzählen.“

„Ihr habt kein Erbarmen mit mir, Jakob. Erzählt so viel Ihr wollt, ich antworte nicht mehr.“

„Das bleibt mir gleich, wenn Ihr mich nur sprechen laßt. Hier ist die Geschichte. In dem Dorfe Neerglabeck saßen eines Sonntags, während des Hochamtes, einige Bauernknechte in einer Schenke. Sie hätten gern Karten gespielt; aber sie mußten ihrer vier sein und sie waren nur zu dreien. Da kam ein Gast und forderte ein Glas Bier. Auf den ersten Vorschlag der drei Knechte willigte er ein, der vierte Mann beim Spiele zu sein . . .“

Die Frau kam mit der Laterne; Wilhelm wünschte ihr gute Nacht und verließ in Begleitung des alten Jakob das Haus, der unterwegs seine Erzählung fortsetzte:

„Sie waren lustig am spielen; aber einer der Knechte stieß mit seinem Aermel zufällig die Kreide vom Tische und bückte sich, um sie aufzuheben. Was sah er, o Himmel! Er sah, daß der fremde Spielkamerad Pferdefüße hatte!“

Trotzdem daß Wilhelm sich langweilte, konnte er doch nicht umhin, über die merkwürdige Einfalt seines alten Führers zu lachen.

„Die armen Knechte lachten nicht“, fuhr Jakob Mispels fort. „Sie sprangen lärmend auf und wollten flüchten; aber es kam ein fürchterlicher Donnerschlag und die Kartenspieler waren verschwunden! Es stank in der Kammer, als hätte man hundert Schwefelhölzer angesteckt . . . In das Hinterpförtchen da müssen wir hinein. Ich habe Euer Zimmer zurecht gemacht und hoffe, daß nichts fehlen wird. Folgt mir, ich will Euch den Weg zeigen.“

Er führte den Jüngling eine Treppe hinauf und sie standen vor dem Zimmer. Dort lagen auf dem Boden zwei

halb verbrannte Stöcke, quer übereinander, in Gestalt des Buchstaben X. übereinander gelegt.

„Tretet nicht darauf und verschiebt sie nicht“, sagte der Gärtner.

„Was soll das?“ murmelte Wilhelm.

„Das ist ein unfehlbares Mittel, Euch gegen nächtliches Unglück zu beschützen“, war die Antwort. „Solche Stöcke sind unübersteigbare Hindernisse für Hexen, Teufel, Gespenster, Kobolde, Nixen und anderes höllisches Geschmeiß.“

Von Ungeduld fast außer sich, ergriff der Jüngling die Stöcke vom Boden und warf sie die Treppe herunter.

„Ihr werdet mich endlich noch bange machen oder so dumm wie . . . wie einen Fisch.“

„O, werdet nicht böse darüber, mein lieber Wilhelm“, seufzte der alte Mann ängstlich. „Ich thue es in guter Absicht; wollt Ihr Euch aber lieber der Gefahr aussetzen, etwas Schreckliches zu sehen, es steht Euch frei.“

„Dies ist also das Zimmer, worin ich schlafen soll. Nun gut, Jakob, geht nach Hause und beruhigt Euch, mir wird nichts zustoßen. Laßt mich, so lange es mir gefällt, schlafen und weckt mich nicht zu früh. Gute Nacht . . . . Wollt Ihr noch nicht gehen? . . .“

„Ja, ja, gewiß, ich gehe“, sagte Jakob, indem er die Treppen hinunter stieg. „Die Leute aus der Stadt haben harte Köpfe; aber sie wissen es nicht besser. Wenn ich daran denke, was dem Sandbauer von Hechtel widerfahren ist! Der meinte auch, daß man keine Geister zu fürchten brauchte; aber der arme Mensch wurde auch empfindlich dafür gestraft. In einer Nacht sah er eine weiße Gestalt — wie ein Skelett, mit einem weißen Betttuche um die Schultern — die ihn mit dem Finger winkte. Halb todt vor Schreck und zitternd . . .“

Er war schon unten an der Treppe und seine Stimme verhallte für Wilhelm, der in das Zimmer getreten war und sich in aller Eile entkleidete.

Einen Augenblick darauf lag der ermüdete Jüngling bereits auf einem Bette, das ihm gut und sehr weich schien.

Er schloß die Augen und zweifelte nicht, daß er sofort einschlafen würde; aber in dem Maaße, als sein Kopf schwer wurde, schien sein Gedächtniß oder seine Phantasie eine unwillkürliche Thätigkeit zu entfalten. Er sah allerlei sonderbare Dinge, Spukgestalten, Geister, Teufel, schwarze Hunde, Skelette, Schädel, in der Dunkelheit vor seinen Augen schweben. Obgleich er wohl wußte, daß dieses eine Täuschung seiner aufgeregten Sinne war, stand ihm dennoch der kalte Schweiß auf dem Gesichte und sein Herz schlug vor nervöser Beklemmung. Endlich erlag er jedoch der Ermüdung und fiel in einen tiefen Schlaf.

IV.

Des andern Morgens war der alte Jakob früher als gewöhnlich aufgestanden. Er sah bekümmert aus, ging ohne bestimmten Zweck und geräuschlos aus dem Hause und kehrte, wie Jemand, der durch einen beängstigenden Gedanken verfolgt wird, dahin zurück. Seine Frau sprach wohl eine Stunde kein Wort und schien sich um seine Unruhe nicht zu kümmern. Als sie ihn endlich fragte, warum er so hin und her laufe, erzählte er ihr, daß er einen beunruhigenden Traum gehabt und daß er von dem gräßlichen Gesichte, das ihn erschreckt, noch zittere.

„Ach, Petronella", sagte er, „ich schlief ganz ruhig. Plötzlich wurde ich wach und hörte Jemand in einem so klagenden und herzzerreißenden Tone um Hülfe rufen, daß mich ein Messer gleichsam durch das Herz schnitt. Es ist erklärlich: ich hörte die Stimme Wilhelms! . . . . Ich sprang vom Bette auf und öffnete das Fenster; meine Haare standen zu Berge; ich mußte mich festhalten, um nicht vor Schreck nieder zu stürzen. Ein schreckliches Schauspiel bot sich meinen Blicken dar! Ich sah den Schwarzen lachend durch die Luft fliegen. In seiner einen Klaue hielt er einen Menschen bei den Haaren, während er ihm mit der andern das Fleisch vom Leibe riß. Das arme Schlachtopfer schrie um Hülfe, daß ganz Wildenborg davon wiederhallte. Ach, es war Wilhelm, der durch den bösen Geist weggeholt wurde!"

„Um Gottes willen, Jakob, warum setzt Ihr mich mit Euren haarsträubenden Erzählungen immer in Unruhe?“ sagte die Frau verstört.

„Habt Ihr denn nichts gehört, Petronella?“

„Was sollte ich gehört haben, da Ihr es geträumt habt?“

„Aber, wenn es mal eine Vorgeschichte wäre?“

„Laßt mich“, murrte die Frau. „Ihr zerbrecht Euch des Nachts den Kopf, um mich bei Tage erschrecken zu können. Ich habe zu thun, muß das Haus in Ordnung bringen und an das Frühstück des Herrn Wilhelm denken.“

„Gebe Gott, daß er sein Frühstück noch nöthig habe!“ seufzte Jakob.

„Sprecht so viel Ihr wollt, ich höre nicht mehr auf Eure Kindereien“, sagte die Frau, während sie einen Eimer ergriff und sich nach dem Stalle begab.

Jakob starrte in einem fort nachdenkend nach der Hinterthür und schüttelte unzufrieden den Kopf.

Nachdem er so lange gewartet, drehte er sich um, ging mit trägem Schritte in den Hof, näherte sich nach und nach dem hintern Theile des Schlosses und blickte, die Hände auf die Brust gekreuzt, in einem fort nach einem geschlossenen Fenster.

Eine Zeit lang murmelte er in sich, schüttelte den Kopf und machte stille Geberden; aber er verließ, als habe er plötzlich einen Beschluß gefaßt, diesen Platz, ergriff unterwegs einen Spaten und ging in eine Art Gemüsegarten, wo er ein abgemähtes Kleefeld umzugraben anfing.

Man konnte sehen, daß er während der Arbeit nicht minder durch beängstigende und kummervolle Gedanken verfolgt wurde; denn er unterbrach häufig seine Arbeit, um von weitem nach dem geschlossenen Fenster zu sehen und dann brummte er jedesmal vor Ungeduld und Angst.

Seine Unruhe wuchs von Augenblick zu Augenblick und als er ungefähr eine ganze Stunde seine Arbeit fortgesetzt hatte, steckte er seinen Spaten in den Boden und sagte:

„Nein, ich kann es nicht mehr aushalten! Schon drei Stunden steht die Sonne am Himmel . . . und er ist noch nicht aufgestanden! Das geht nicht mit rechten Dingen zu.

Er hat mir verboten, ihn zu wecken; aber mag ihm zufällig mein Kommen unangenehm sein, was hat das im Vergleiche mit der Angst, die ich ausstehe, zu bedeuten? Und wenn ich auch einmal auf den Zehen nach oben schleiche, dadurch werde ich ihn, wenn er wirklich schläft, nicht wecken. Es ist mir einerlei, der Stein muß vom Herzen!"

Während er diese Worte sprach, hatte er den Gemüsegarten verlassen und näherte sich dem hinteren Theile des Schlosses. Er öffnete langsam die Thür, damit sie, wenn er sie zurückschöbe, nicht knarrte und schlich mit leisen Schritten durch den Gang.

Am Fuße der Treppe blieb er plötzlich stehen, hob seine Hände empor, wich erbleichend zurück und sagte erschaudernd:

„Himmel, hier riecht es nach Schwefel! Sollte ihm ein gräßliches Unglück zugestoßen sein? Mein Traum! Machen wir uns von dannen!"

Aber wahrscheinlich zweifelte er selbst an der Echtheit des Geruches, den er wahrzunehmen vermeinte, denn eine Weile darauf näherte er sich wieder der Treppe und klomm, Fuß vor Fuß, dieselbe hinauf.

Er bemerkte zu seinem großen Schrecken, daß die Thür des Zimmers ganz offen stand. Dies kam ihm bedenklich vor; er schlich daher mit klopfendem Herzen und zögernden Schrittes in das Zimmer.

Ein Schrei entfuhr ihm; er taumelte, bleich wie eine Leiche, nach der Wand zurück und seine Beine zitterten vor Schreck.

Das Bett war leer und die Decke lag zur Hälfte auf dem Fußboden, als hätte man den Schlafenden mit Gewalt von seiner Ruhestätte weggeschleppt.

Sobald dem armen Gärtner Athem und Bewußtsein zurückgekehrt war, sprang er heulend aus dem Zimmer, fiel fast die Treppe herunter, flüchtete durch den Hof und eilte in sein Haus, wo er sich auf einen Stuhl niederließ und jammernd ausrief:

„Petronella, Petronella, Wasser und Essig; labe mich, oder ich werde ohnmächtig! Ach, ach, man will mir nicht

glauben, da habt Ihr es jetzt. Der unglückliche, arme Wilhelm! Hätte er doch nie den Fuß über die Schwelle dieses verfluchten Schlosses gesetzt! Solch ein Ende und noch so jung!"

„Wasser und Essig? Was ist geschehen? Habt Ihr wieder etwas ausfindig gemacht, um mich zu ängstigen?" fragte die Frau erbleichend.

„Nein, nein, Petronella, dies Mal ist es wirklich wahr", antwortete Jakob.

„Ist Herr Reimond gestorben? Ach, es mußte doch einmal dazu kommen. Gott sei seiner armen Seele gnädig!" seufzte die Frau, ihre Schürze vor die Augen haltend.

„Viel ärger, viel ärger, Petronella! Laßt mich zu Athem kommen, laßt mich ein wenig zu mir nehmen. Haltet Euch stark, liebe Frau. Es ist, als sollte man zu Boden stürzen und nie wieder aufstehen."

„Nun gut, wenn unserm Herrn nichts zugestoßen ist, welch neue Einbildung verwirrt denn Eure Sinne?"

„Schweigt, sprecht nicht so, Petronella. Euer Unglaube wird Euch noch ein Unglück zuziehen. Petronella, ich habe in dem Zimmer nachgesehen . . . in dem Zimmer Wilhelms und — Gott behüte uns! — das Bett ist leer!"

„Das Bett ist leer?" sagte die Frau. „Das ist in der That sonderbar und wunderlich."

„Nicht wahr? der arme Junge! Die Decke lag unordentlich durcheinander und man konnte sehen, daß eine furchtbare Gewalt . . . O, Himmel, mein Traum aus dieser Nacht wird zur Wahrheit!"

„Lagen Wilhelms Kleider im Zimmer?" fragte Petronella, die sich Gewalt anthat, um gegen den Schrecken anzukämpfen.

Der Gärtner rieb sich, um sein Gedächtniß aufzufrischen, die Stirn.

„Seine Kleider?" wiederholte er. „Nein, die habe ich nicht bemerkt."

„Ihr seht wohl, Jakob, daß Ihr Euch schon wieder durch Eure Phantasie irre führen laßt und mir vergeblich den Tod auf den Leib jagt."

„Wie so?"

„Nun wohl, Träumer, begreift Ihr denn nicht, daß, wenn Herr Wilhelm durch den Feind Gottes im Schlafe geholt worden wäre, seine Kleider doch in dem Zimmer zurückgeblieben sein müßten?“

„Das ist nicht gewiß. Ich weiß eine Geschichte von einem Schmied, der seine Seele dem Schwarzen verschrieben hat und da Lucifer kam, ließ er ihm noch Zeit, sich zu waschen und anzukleiden.“

„Ein Kindermärchen! Es war sehr früh als Herr Wilhelm gestern schlafen ging. Er wird sein Zimmer verlassen haben, um einen Morgenspaziergang zu machen. Vielleicht ist er außerhalb des Schlosses, im Busche. Suchet, anstatt hier zu bleiben, den jungen Herrn auf; Ihr werdet ihn schon finden und von Eurer Angst befreit werden.“

„Ihr meint es, Petronella? O, möchtet Ihr Euch nicht täuschen! Ich gehe, laufe, ich werde das ganze Schloß und seine Umgebung durchsuchen und rufen und schreien .... aber, ach, ich fürchte, daß es wenig helfen wird. Armer Junge, armer Junge!“

Und den Kopf mitleidig schüttelnd, eilte er aus der Thür.

Die Frau ging wieder an ihre häuslichen Arbeiten und goß den Kaffee auf; sie legte einige Eier in ein Kesselchen mit kochendem Wasser und breitete ein Tischtuch über den Tisch.

Wenngleich sie sich im Kampfe gegen den Aberglauben ihres Mannes starkmüthig gezeigt hatte, war sie dennoch nicht ohne alle Unruhe. Sie hatte sich bekreuzt und murmelte ein stilles Gebet, während sie ihrer Arbeit oblag.

„Gott sei gelobt, da ist Herr Wilhelm!“ rief sie plötzlich aus, während sie dem Jüngling freundlich zulächelte.

„Guten Tag, Petronella“, sagte Wilhelm. „Freuet Ihr Euch nicht über meine Ankunft? Ihr seht bekümmert und ängstlich aus!“

„Setzt Euch, Herr. Habt Ihr gut geschlafen?“

„Sehr gut, außerordentlich gut: ich war auch so müde.“

„Und habt Ihr nichts gesehn? Nichts?“

„Was sollte ich gesehen haben, meine liebe Petronella?“

„Ach, mein Mann hat mich so erschreckt; er ist in Eurem Zimmer gewesen, hat Euer Bett leer gefunden und war der Meinung, daß Euch ein Unglück zugestoßen sein müßte."

Der Jüngling zuckte mitleidig die Schultern.

„Wo ist Jakob?" fragte er.

„Er ist ausgegangen, um Euch im Schlosse, auf den Feldern, im Busche, aufzusuchen. Ich werde in Folge seiner Thorheiten noch vor Angst sterben. Hier ist Euer Frühstück, denkt nicht mehr an unsere lächerliche Furcht."

Der Jüngling begann seinen Kaffee zu trinken und verzehrte langsam das Brod und die Eier, die ihm vorgesetzt waren. Trübe Gedanken mußten ihn ebenfalls verstimmen; denn er hörte zuweilen zu essen auf, seufzte und schüttelte mißmuthig das Haupt.

„Ihr seid traurig, mein guter Wilhelm", bemerkte die Frau, „und behauptet dennoch, daß Ihr gut geschlafen habt?"

„Ja, Petronella", war die Antwort, „ich bin traurig. Sobald ich diesen Morgen erwacht war, bestürmten mich allerhand peinliche Gedanken. Ich habe mein Zimmer verlassen, um unter freiem Himmel Beruhigung zu suchen; hinter dem Schlosse liegt ein großer Baum, den der Sturm entwurzelt und über den Graben gestürzt hat. An der Stelle trat ich in den Busch. Der Spaziergang hat mich wehmüthig gestimmt . . Glaubt Ihr gleichfalls, daß mein Onkel übermorgen sterben wird?"

„Ach, er wird sterben!" seufzte sie.

„Und glaubt Ihr auch, wie Jakob, daß der Teufel oder irgend eine andere überirdische Macht dabei betheiligt ist?"

Die alte Frau schüttelte verneinend den Kopf.

„Ha, Ihr glaubt es nicht? Petronella, Ihr habt gesunden Menschenverstand", rief der Jüngling. „Nun gut, was ist denn Eure Ansicht über die unbegreifliche Krankheit meines Oheims?"

„Meine Ansicht ist, daß der Verstand unseres armen Herrn durch das ewige Studiren und völlig abgeschlossene Leben einigermaßen geschwächt ist. Ich habe immer Furcht davor gehabt; aber mein Mann verwirrt mich mit seinen

Träumereien so sehr, daß ich kaum mehr weiß, ob ich noch bei vollem Verstande bin oder nicht."

„Arme Petronella, Ihr müßt an Eurem Leben auf Wildenborg wenig Gefallen finden. Ist noch kein Arzt hiergewesen?"

„Herr Reimond will von keinem Arzte etwas wissen und hat gedroht, uns von Wildenborg wegziehen zu lassen, wenn wir je einen Arzt vorließen."

„Ihr seid also sicher Petronella, daß mein armer Onkel sterben und hofft auch nicht im geringsten, daß er am Leben bleiben wird?"

„Ach, nicht im geringsten. Der Pastor des Dorfes sagt es gleichfalls; es ist nichts daran zu ändern!"

„So, kommt der Pastor bisweilen nach Wildenborg?"

„Er kommt bisweilen, es ist der einzige Mensch, der sich Herrn Reimond zu nähern wagt. Sie sind gute Freunde. Sobald die armen Leute in dem Dorfe Noth haben, kommt der Pastor nach Wildenborg und unser Herr schenkt ihm jedesmal reichliche, sehr reichliche Almosen. Auch die Kirche bedenkt er freigebig; er hat eine bedeutende Summe Geldes geschenkt, um einen Kelch und ein großes Kreuz aus purem Silber machen zu lassen. Diese kostbaren Kleinode zieren an hohen Festtagen den Altar und, seid überzeugt, es ist zwanzig Meilen in der Runde, nichts Werthvolleres und Schöneres zu finden."

„Sonderbar!" murmelte Wilhelm, „und Euer Mann glaubt, daß ein so gottesfürchtiger und gutherziger Mensch mit dem Teufel in Verbindung steht!"

„Mein Mann ist ein Tropf", antwortete Petronella. „Er war so von Kindesbeinen an; er träumt von nichts als Gespenstern und Geistern. Früher lachte ich darüber und seine albernen Geschichten beunruhigten mich nicht; aber jetzt werde ich alt und furchtsam, mein guter Wilhelm. Wenn Ihr jedoch hier bleibt, so wird Eure Gesellschaft mir den verlornen Muth wiedergeben, dessen bin ich gewiß; ich fühle mich schon ganz verändert, seitdem Ihr hier seid."

Nachdem Wilhelm einen Augenblick nachgedacht hatte, sagte er:

„Glaubt der Pastor auch, daß mein Onkel übermorgen sterben wird? Das ist doch nicht möglich. Daß er krank ist, kann man nicht in Abrede stellen; aber ob er nicht noch Monate leben wird, wer sollte das behaupten können."

„Es ist leicht zu begreifen", antwortete die alte Frau, „er ist nicht krank; aber er hungert sich zu Tode."

„So! was sagt Ihr da, Petronella?"

„Ich sage die Wahrheit, Wilhelm. Sechs Monate sind es, seitdem mein Herr sich eingebildet hat, daß er die Stunde seines Todes weiß und seit dieser Zeit hat er immer weniger und weniger Nahrung zu sich genommen. Die letzten vierzehn Tage hat er nicht so viel genossen, daß man damit einem Vogel das Leben hätte fristen können."

„Aber das ist kein Grund, daß er gerade in dem angegebenen Augenblicke sterben sollte."

„Nein, aber die eingewurzelte Meinung, Wilhelm?"

„Ja, Petronella", seufzte der Jüngling, „die eingewurzelte Meinung, die Einbildung. Sollte es denn kein Hülfsmittel mehr geben?"

„Ich glaube es nicht: der Pastor sagt, daß wir uns mit Geduld den Rathschlüssen Gottes unterwerfen müßten."

Wilhelm schwieg eine Weile und schien von Traurigkeit ganz übermannt.

Da stürmte der alte Jakob in das Zimmer und flog, Freudenthränen vergießend, dem Jüngling an den Hals.

„Dem Himmel sei Dank!" jauchzte er. „Dieses Mal wenigstens habe ich mich geirrt! O, das wäre auch zu schrecklich gewesen. Wilhelm, Wilhelm, Ihr seid noch am Leben? Die Freude macht mich fast ohnmächtig!"

„Gut, gut, mein lieber Jakob, in Eurer Einfalt habt Ihr gedacht, daß der Teufel . . ."

Aber der Gärtner fiel ihm in's Wort und sagte eilig: „Nein, nein, sprechen wir jetzt nicht davon. Vor einer Viertelstunde hat Nox die Meldung gebracht, daß Euer Oheim Euch erwartet. Eilt schnell zum Schlosse: er könnte ungehalten sein."

Der Jüngling, dem das thörichte Wesen des alten Gärtners wenig zusagte, verließ das Zimmer und eilte zu seinem Oheim. Dieser ersuchte ihn, nach einem herzlichen

Morgengruße, sich in die Nähe des Tisches zu setzen, legte die Hand an die Stirn und sagte in ernstem Tone:

„Mein Freund, ich habe fast die ganze Nacht damit zugebracht, den Geist über Euch und Eure Zukunft zu befragen. Eure Seele ist gegenwärtig noch nicht stark genug, um sofort mit der Geisterwelt in Verbindung treten zu können. Wir wollen daher den gestrigen Versuch nicht nochmals ohne Erfolg beginnen; aber versprecht mir, daß Ihr es nach meinem Tode aufs Neue wiederholen und versuchen wollt, den Geist, der diesen Schädel bewohnt, zu sehen und zu sprechen. Ihr antwortet nicht, Wilhelm? Wollt Ihr mir dieses nicht versprechen?"

„O gewiß, lieber Onkel, ich werde es versuchen, wenngleich ich wenig Hoffnung habe", stammelte der Jüngling.

„Die Hoffnung und Ueberzeugung werden schon kommen. Ich werde Euch den Schädel als Erbtheil hinterlassen. Er ist mehr werth als mein ganzes Vermögen. Jetzt will ich Euch von einer staunenswerthen Mittheilung, die mir der Geist diese Nacht gemacht hat, unterhalten. Wilhelm, um auf Erden glücklich zu werden und Eurer Seele den Weg zur Vollkommenheit anzubahnen, müßt Ihr unverzüglich heirathen."

„Heirathen?" antwortete der Jüngling erstaunt.

„Setzt Euch dieser Gedanke in Schrecken, lieber Freund?"

„O nein, Herr Onkel; aber, um heirathen zu können, muß man eine Braut haben und Ihr werdet mir eingestehen, daß die Wahl keine gleichgültige Sache ist."

„Sicher nicht, von dieser Wahl hängt im Gegentheil das Glück des Lebens ab. Wüßte der Mensch nur immer in dieser wichtigen Angelegenheit das Rechte vom Unrechten zu unterscheiden! Aber seine Sinne täuschen ihn nur zu oft und dann hat er, vielleicht für immer, den Irrthum eines einzigen Augenblickes zu betrauern und zu büßen. Der Geist, der diesen Schädel bewohnt, weiß davon ein Wörtchen mitzusprechen. Wißt Ihr, was eine Ehe ist, Wilhelm, wenigstens wenn sie richtig geschlossen wird? Die Ehe ist die Verbindung zweier unvollkommenen Seelen, die einander das liefern, was einer jeden von ihnen mangelt. Um mich verständlicher auszudrücken, sie vervollständigen

einander und helfen sich gegenseitig auf der irdischen Laufbahn vorwärts. Körperliche Schönheit und Vermögen tragen nichts dazu bei; sie sind im Gegentheil immer Ursachen beklagenswerther Mißgriffe. Die Bedingung, die man zu erfüllen hat, ist folgende: der Charakter des Weibes muß den des Mannes vervollständigen. So muß ein schwacher Mann eine starke, ein knauseriger eine freigebige, ein trauriger eine aufgeräumte, ein trotziger eine demüthige Frau haben u. s. w. Wenn man nicht durch Hindernisse, welche das gesellschaftliche Leben mit sich bringt, abgehalten wird, soll man immer unbedenklich das Weib sich erwählen, die man zur Vervollständigung seines irdischen Wesens nothwendig hat; denn es besteht zwischen den Seelen, die einander gehören, eine geheimnißvolle Anziehungskraft, ähnlich wie die Anziehungskraft, welche die Electricität in der sinnlichen Welt zeigt. Die Frau muß dem Mann das sein, was in der Natur der negative Pol dem positiven ist. Begreift Ihr das, mein Freund?"

„Gewiß, ich begreife es sehr wohl, Herr Oheim", antwortete Wilhelm verwundert. „Ich selbst habe, mehr vielleicht als ein Anderer, eine solche unläugbare Anziehungskraft angetroffen."

„Ich zweifle nicht daran", sagte Herr Reimond, „aber Ihr habt Euch gewiß geirrt. Der Geist hat mir die einzige Seele, die Euch glücklich machen und auf der Bahn der endlichen Vollkommenheit fördern kann, namhaft gemacht. Es ist Theresia Dewit."

„Meine Nichte Theresia Dewit?" rief Wilhelm mit einem Ausdruck von Widerwillen.

„Kennt Ihr sie vielleicht nicht?"

„Nein, Herr Onkel, ich habe sie niemals gesehen."

„Desto besser."

„Ich werde mich doch erst überzeugen müssen, daß sie wirklich die Seele ist, welche die meinige . . .", stammelte Wilhelm in ängstlichem Tone.

„Der Geist kennt sie, er behauptet, daß sie allein es ist, welche Euch im Leben beglücken und Eure Reise durch die Ewigkeit sicher stellen kann."

„Aber, lieber Oheim, eine Heirath? Das geht so nicht?“

„Ja wohl, es muß gehn.“

Und das Haupt mit einer Art gekränkten Stolzes emporrichtend, fragte der Jüngling:

„Und, wenn ich mich weigerte, eine völlig Unbekannte zur Frau mir aufdringen zu lassen?“

„Ich würde für Euer Glück Sorge tragen, selbst, wenn Ihr mir keinen Dank dafür wüßtet und Euch zwingen, den Rath und Willen des Geistes zu vollführen. Das Mittel ist ganz einfach; ich werde mein Testament verändern und darin schreiben, daß Ihr und Theresia Dewit meine Erben nur unter der Bedingung werden könnt, wenn die Heirath vollzogen wird. Unterdessen soll das Wohlthätigkeitsbüreau meine Güter verwalten, bis Ihr Euch beide Eurer Bestimmung unterworfen habt. Ueberlegt und widersteht nicht vergeblich dem Geiste; sein Ausspruch ist unabänderlich!“

Wilhelm senkte den Kopf auf die Brust und verhielt sich schweigend. Er überdachte schnell seinen fatalen Zustand und die sonderbare Grille, deren Opfer er werden sollte. Sein Onkel hatte ihm gestern gesagt, daß er sich mit dem Geiste über ein Mittel berathen wollte, damit die Güter, die zu Wildenborg gehörten, ungetheilt blieben. Es war ihm klar, daß der Geist Niemand anders als sein Onkel selbst war und daß dieser, in seinem Wahne den Schädel Alles das sagen ließ, was er zu hören verlangte. In dem Gemüthe des Jünglings tauchte noch eine Hoffnung auf: er wollte den Entschluß seines Oheims mit denselben Waffen zu bestreiten versuchen. Er brauchte zu keiner Lüge seine Zuflucht zu nehmen; was er, der nach der Anziehung zweier Seelen so begierig geforscht, im Leben angetroffen hatte, wollte er gegen seine Ehe mit Theresia Dewit geltend machen.

„Ueberlegt nicht länger, nehmt Euer Geschick entgegen“, murrte Herr Reimond, mit dem langen Schweigen seines Neffen unzufrieden. Fügt Euch, oder Ihr verliert die Erbschaft!“

„Ich werde nicht überlegen, ich füge mich“, antwortete Wilhelm, „wenn Ihr mir gestattet, die Gründe meines Zö-

gerns vorzubringen. Bleibt Ihr, Herr Onkel — oder der Geist — bei Eurem Beschlusse, es sei so; ich werde dann denken, daß Theresia Dewit dazu bestimmt ist, mich glücklich zu machen."

„Ich höre zu", sagte Herr Reimond.

„Aber, lieber Onkel, es ist ziemlich lang. Werdet Ihr mir mit Geneigtheit und Geduld zuhören?"

„Sprecht, wir haben Zeit genug."

„Gut, mein lieber Oheim, Ihr sollt erfahren, daß ich bis heute nicht zu warten brauchte, um durch die geheimnißvolle Anziehung der Seelen beherrscht zu werden .... Ich war fast noch ein Kind und meine gute Mutter lebte noch. Eines Tages begleitete ich sie nach einer Vorstadt Brüssels, wo sie eine alte Freundin hatte. Weil ich die Hauptstadt zum ersten Male betrat, wanderten wir eines Abends durch die volkreichsten Straßen; die Pracht und der Reichthum in den Magazinen und Läden blendete und verwirrte mich. Des andern Tages war meine Mutter vor Ermüdung unpäßlich. Es war ein Festtag Unserer Lieben Frau, ich sollte allein zur Kirche gehn und die Zeit, nach der Messe bis zum Nachmittag, damit zubringen, mich in der Vorstadt nach Lust und Belieben zu ergehen. Die Luft war außerordentlich klar und die Sonne ungewöhnlich glänzend. Wahrscheinlich hatten der Einfluß des schönen Wetters, das Gefühl der Freiheit, oder die glänzenden Gegenstände, die ich gesehen, auf meinen Geist einen tiefen Eindruck gemacht. Ich kannte mich selbst nicht mehr, das Herz klopfte mir im Busen, ich holte beklommen Athem; es däuchte mich, als wäre ich inmitten einer Natur, deren Pracht und Glanz mich in Staunen setzte, groß und stark geworden. Plötzlich hörte ich Musik und sah die Bürger nach der Hauptstraße der Vorstadt eilen. Ich folgte ihnen und im Augenblicke, als ich die Ecke einer Seitenstraße erreichte, näherte sich die Prozession zur Ehre Unserer Lieben Frau. O, wie schön und wunderbar erschien mir dies Alles! Nicht allein die goldgewirkten Fahnen und silbernen Leuchter, welchen das Sonnenlicht einen noch größeren Glanz verlieh; sondern es waren wohl an zweihundert Kinder bei der Prozession, als geflügelte Engelchen gekleidet, und Jung-

frauen mit Blumenkränzen. Während ich gleichsam meinen Athem zurückhielt, um nichts von dem entzückenden Schauspiele zu verlieren, sah ich in der Ferne eine Schaar himmlischer Geister erscheinen; es waren junge Mädchen, etwas größer als die andern Kinder. Sie trugen schneeweiße, mit Spitzen reich besetzte Tüllkleider und ihr durchsichtiger Schleier, der noch leichter als die Luft war, flatterte beim leisesten Windhauche. Jede von ihnen trug eine Art Stab, auf dem ein lateinisches Wort aus der Litanei von der h. Jungfrau Maria glänzte. Meine aufgeregte Phantasie ließ sie mich in der That als eben so viele Engelköpfchen auf weißen, flockigen Wölkchen, zwischen welchen die schönsten Sterne des Himmels schienen, ansehn. Sobald diese Schaar näher kam, bemerkte ich wohl meinen Irrthum und, daß alle diese Engel nur Mädchen waren, Kinder wie die andern, welche schon an mir vorüber gegangen. Aber eine fiel mir vor allen anderen auf. Sie hatte einen goldenen Stab mit der Aufschrift: „Rosa mystica“, geheimnißvolle Rose, in der Hand. Diese war nach meiner Meinung kein menschliches Wesen, so übernatürlich schön, so ganz besonders, so unbegreiflich kam sie mir vor. Mit niedergeschlagenen Augen schwebte sie über dem Boden, ohne daß auch nur eine einzige Bewegung eine körperliche Hülle unter dem Spitzenschleier verrathen hätte! Was mit mir vorging, weiß ich bis zum heutigen Tage noch nicht; ich zitterte vor Bewunderung, mein Athem stockte; es war, als wollte meine Seele mich verlassen, um dem Engel entgegen zu fliegen . . . . Rosa mystica richtete, als hätte sie, während sie an mir vorüber ging, die geheime Stimme meiner Seele gehört, das Haupt empor und warf in meine Augen einen stillen, tiefen Blick, der die Schläge meines Herzens unterbrach und mich zu gleicher Zeit mit unerklärlicher Angst und übermäßiger Freude erfüllte . . . Die Prozession war bereits weit fort, als ich aus meiner Betäubung erwachte. Von einer unbewußten Macht getrieben und mich darnach sehnend, die himmlische Erscheinung nochmals zu sehn, eilte ich an Allen vorüber und erreichte in dem Augenblicke die Kirchthür, als die erste Fahne sich senkte, um

hereingebracht werden zu können. Ich sah die Rosa mystica noch einmal und sie richtete ihren Blick wieder auf mich. Sie schien durch meine außerordentliche Bewunderung überrascht; doch lächelte sie so freundlich, daß mir das Herz in der Brust fast zu schmelzen schien. Weil ich sie zum dritten Male nochmals zu sehen hoffte, blieb ich an der Kirchthür stehn. Alle, die der Prozession beigewohnt hatten, kamen nach einander heraus. Rosa mystica allein erschien nicht wieder und die Thür wurde endlich geschlossen. Meinem verwirrten Gemüthe war dies ein unläugbarer Beweis, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Der Engel, der mich so vertraulich angelächelt hatte, war in den Himmel zurückgekehrt!"

„Das ist in der That erstaunlich!" murmelte Herr Reimond. „Es war vielleicht die Seele eines Kindes, das früher in derselben Weise der Prozession beigewohnt und der Gott es bewilligt hatte, in sichtbarer Gestalt an einer erwünschten Feier sich zu betheiligen. Die Rosa mystica wäre demnach kein Engel gewesen; aber einer der Geister, die in der Luft zum neuen Leben erwachen."

„Mir würde diese Sache geheimnißvoll und unerklärlich geblieben sein, Herr Onkel, hätte ich sie später nicht unter einer andern Gestalt, als der eines Engels wiedergesehn."

„Ihr habt sie wiedergesehn?" fragte Herr Reimond mit erhöhter Neugierde. „Eure Geschichte interessirt mich in vieler Hinsicht. Fahrt fort, ich bitte Euch."

„Ihr werdet es vielleicht nicht glauben, Herr Onkel; aber dieser einfache Vorfall hat auf meine Geistesrichtung und mein Leben einen großen Einfluß ausgeübt. Von da an wurde ich einsiedlerisch und träumend; immer stand die liebliche Erscheinung vor meinen Augen und ihr unvergeßliches Lächeln glänzte bei Sonnenschein und Finsterniß mir entgegen. Ich wurde außerordentlich gottesfürchtig und so zum Gebete geneigt, daß meine Mutter glaubte, sie müsse aus Besorgniß für meine Gesundheit, dieser krankhaften Reizbarkeit des Gemüthes entgegen arbeiten. Was war mein Beweggrund? Hoffte ich dem Engel dadurch, daß ich mich ganz dem Dienste des Herrn widmete, näher zu kommen? Ich weiß es nicht. — Mit den Jahren indeß schwächte sich

diese Erinnerung ab und der Tod meiner guten Mutter, wodurch ich allein in der Welt dastand, trug viel dazu bei, mich auf andere Gedanken zu bringen. Ich war achtzehn Jahr alt geworden; ich dachte nicht mehr an den Engel, als in vereinzelten Augenblicken, wo es uns vorkommt, als wäre die Seele zum Leben zurückgekehrt und wir träumend die Vergangenheit wie einen geheimnißvollen Schleier vor unsern Augen gelüftet sehen. Ungefähr um diese Zeit wurde ich Schreiber bei meinem ersten Prinzipal. An einem Sonntage begleitete ich ihn nach dem Dorfe Gemixem, wo er Verwandte hatte. Ich war allein nach dem Ufer der Schelde spaziert und schaute absichtslos nach dem Boote von Temsche, welches sich dem Kai näherte, um einige Reisende auszusetzen und andere wieder aufzunehmen. Da entfuhr mir ein dumpfer Schrei; ich starrte zitternd nach einer Jungfrau, die vom Hintertheile des Bootes verwundert nach mir hinsah. Es war die Rosa mystica, ein anderer Name war mir nicht in der Erinnerung. Sie war es! Hätten meine Augen sie auch nicht erkannt, das ungestüme Pochen meines Herzens hätte mich davon überzeugt. Während ich wie eine steinerne Bildsäule dastand, gab die Glocke des Dampfbootes das Zeichen zur Abfahrt, die Räder setzten sich in Bewegung und die Erscheinung entschwand zum zweiten Male meinen Blicken. Dieses Zusammentreffen verlieh natürlich der fast verwischten Erinnerung neue Kraft und ich muß gestehen, daß von diesem Tage an, sich etwas nicht so Ueberirdisches in die unerklärliche Zuneigung mischte, welche ich zu . . . . zu der Rosa mystica fühlte. Sie kam mir nicht mehr wie ein Engel vor; sie war eine Jungfrau, ein junges Mädchen, ein irdisches Wesen wie ich. Wieder verflossen zwei Jahre, ohne daß ich sie wiedersah und wieder hatte ich fast an das Zusammentreffen nicht mehr gedacht als ich sie, während ich in der Eisenbahn fuhr, in einem Zuge, der bei Contich an uns vorbei fuhr, erkannte . . . Viel später sah ich sie zu Mecheln unter der Menge, die sich herandrängte, um die prächtige Prozession zu Ehren Unserer Lieben Frau von Hanswik zu bewundern. Ich bahnte mir den Weg bis zu der Stelle, wo sie stand, doch ich traf sie nicht mehr; ich durch-

lief bis zum späten Abend Märkte und Straßen, doch Alles war fruchtlos .... Jetzt sind es ungefähr zwei Monate, daß ich von Waalhem nach Mecheln ging, um eine Botschaft von meinem Prinzipal auszurichten. Hinter mir hörte ich einen mich zur Vorsicht mahnenden Peitschenknall und das Rasseln schnell dahinrollender Räder; ich sprang zur Seite des Weges und drehte mich um. Da sah ich die Rosa mystica mit einer alten Dame und zwei jungen Fräulein in einem offenen Wagen, einer prächtigen Equipage, sitzen! Beim Vorbeifahren grüßte sie mich still und sittsam, doch wie es mir schien, mit Innigkeit. Ich nahm, durch den Gedanken, daß sie einer vornehmen Familie angehörte, trübe gestimmt, mechanisch den Hut ab, als sie bereits meinen Augen entrückt war ... Bedenkt lieber Onkel, daß dies Alles ungewöhnlich ist, daß etwas vorhanden sein muß, was uns immer nach längerer Trennung wieder zusammen bringt, damit wir einander nicht vergessen. Bedenkt ferner, daß eine geheimnißvolle Macht, ein verborgener Wille uns an einer gegenseitigen Annäherung und Unterhaltung verhindert, bis die festgesetzte Stunde geschlagen hat!"

„In der That, Ihr beide steht unter einem scheinbar übernatürlichen Einflusse", bemerkte Herr Reimond, „aber es kann auch wohl ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen sein. Ist Eure Geschichte damit zu Ende?"

„O nein, Herr Onkel, wäre dem so, ich würde es nicht der Mühe werth gehalten haben, Eure wohlwollende Aufmerksamkeit so lange zu mißbrauchen."

„Ihr habt sie demnach nochmals gesehn?"

„Ja, und mit ihr gesprochen; Ihr sollt es jetzt erfahren. Vorgestern sagte mir mein Prinzipal, daß er nach dem Schlosse Everdaal fahren müßte, um die Gräfin von Bernavaux zu sprechen und daß ich ihn begleiten möchte. Auf dem Schlosse angekommen, begab sich mein Herr mit der Gräfin in einen Saal, während er mir die Freiheit ließ, in der Allee und im Garten so lange zu spazieren, bis er mich riefe. Ich irrte fast eine halbe Stunde unter den hohen Bäumen umher und näherte mich einer Mauer, hinter der ich fröhliche Stimmen von Mädchen oder Knaben, die

sangen und lachten, hörte. Eine Stimme schien mir besonders lieblich und heiter; ihre Laute bezauberten und beunruhigten mich; aber da sprangen drei Jungfrauen hinter der Mauer her und sahen mich, dessen Gegenwart sie überraschte, fragend an. Ich, ganz außer mir und nicht wissend, was ich thue, hob die Arme in die Höhe und rief: „Rosa mystica!“ Sie war es! Ueber meine Vermessenheit beschämt, schaute ich sie schweigend an. Sie wurde gleichfalls roth. — „O, Himmel, mein Herr“, murmelte sie, „es sind bereits zwölf Jahre und Ihr habt es nicht vergessen?“ — „Und Ihr, mein Fräulein?“ unterfing ich mich zu fragen. — „Ich auch nicht“, antwortete sie verlegen. „Es ist ein unerklärliches Räthsel!“ In diesem Augenblicke trat die Gräfin, von meinem Prinzipale begleitet, aus dem Schlosse. „Flora, Flora!“ rief Frau von Bernavaux, „kommt schnell her, ich bedarf Eurer!“ — Sie hieß also Flora. Auf meine Frage, ob Flora ihre Schwester wäre, sagten die jungen Fräulein, daß Flora als Gesellschafterin auf dem Schlosse wohne. Mein Herr wollte sofort aufbrechen; ich mußte folgen. Unterwegs entwarf ich allerlei Plane. Jetzt wußte ich, wo das Mädchen wohnte, an die ich immer gedacht und deren Bild mir mein ganzes Leben vorgeschwebt hatte. Sie war nicht so reich, um mir alle Hoffnung auf eine eheliche Verbindung mit ihr zu benehmen. Ja, ja, der Gedanke an eine Heirath stand klar und vollständig vor meinem Geiste. Auch sie hatte meiner zwölf Jahre gedacht. Es war ein Geständniß und ich war überzeugt, daß seit unserer ersten Jugend ein geheimnißvolles Band zwischen uns beiden bestanden und Gott selbst uns für einander bestimmt hatte. Ich hatte vor, dies Alles meinem Herrn mitzutheilen und seine edelmüthige Hülfe in Anspruch zu nehmen; aber als wir zu Hause ankamen, fand ich Euren Brief vor, der mich nach Wildenborg rief, und da bin ich gleich abgereist.“

Eine Zeit lang sprach Keiner ein Wort, während welcher Herr Reimond das Haupt schüttelte und gegen einen unangenehmen Gedanken anzukämpfen schien.

„Nicht wahr, lieber Onkel“, sagte Wilhelm, „wenn je eine Anziehung zwischen zwei Seelen bestand, dann ist dieses zwischen Flora und mir der Fall gewesen? Ihr werdet

diese übernatürliche Bestimmung nicht verkennen und mich zu einer Ehe mit meiner Nichte Theresia Dewit, die ich nicht kenne und nicht lieben kann, nicht zwingen!"

„Ihr laßt Euch durch Eure Phantasie auf Abwege führen", antwortete Reimond in strengem Tone, „und, wie die meisten Menschen, faßt Ihr die Sachen in einer Weise auf, die mit Euren Wünschen übereinstimmen. Was ist denn an dieser Geschichte so Wunderbares? Ihr seht eines Tages ein junges Mädchen, die einen Eindruck auf Euch macht. In zwölf Jahren begegnet Ihr ihm noch drei oder vier Mal. Wißt Ihr, worüber man sich wundern muß? Daß Ihr sie nicht hundertmal antraft."

Ein Seufzer entfuhr Wilhelm bei diesen kühlen Worten seines Onkels. Herr Reimond wußte die Dinge, wenn sie auf seine eigenen Grillen keinen Bezug hatten, wohl vernünftig zu beurtheilen. Der arme Junge hatte demgemäß sein Ziel nicht erreicht. Sein Onkel ließ ihm nicht die Zeit, daran zu zweifeln, während er jetzt sagte:

„Ihr müßt Theresia Dewit heirathen. Der Geist des Schädels hat es befohlen; sein Ausspruch ist ein unwiderrufliches Urtheil."

„Aber, mein lieber Onkel", rief Wilhelm verzweifelt aus, „Ihr werdet mich doch nicht erbarmungslos zu einem ganzen Leben von Traurigkeit verurtheilen!"

„Im Gegentheil, Ihr seid es, der sein Glück, nicht allein für die gegenwärtige, sondern auch für die zukünftige Zeit des Lebens vernichten will. Besteht Ihr darauf, die Hand Floras zu wählen und Eure Seele, vielleicht für tausende von Jahren auf die Bahn der Ewigkeit zurückzutreiben, Ihr seid frei. Ich meinerseits kenne meine Pflicht und werde darnach handeln. Laßt hören, unterwerft Ihr Euch dem Willen des Geistes oder nicht? . . . Ich erwarte eine Antwort . . . Ihr schweigt, Wilhelm? Soll ich es als eine Weigerung ansehn?"

Ein plötzlicher Gedanke erhellte auf einmal des Jünglings Augen.

„Onkel, darf ich meinen Entschluß bis morgen verschieben?" fragte er.

„Bis morgen Abend, wenn Ihr es verlangt.

„Ich danke Euch; vielleicht wird Euch diese Nacht der Geist, aus Mitleiden mit mir, einen edelmüthigen Gedanken eingeben.“

„Hofft es nicht, mein Freund; und martert Euch selbst nicht mit einem fruchtlosen Kampfe gegen etwas, was unabänderlich ist.“

„Ach, vielleicht werde ich die nöthige Kraft zur Unterwerfung finden.“

„Das würde mich außerordentlich erfreuen; denn ich liebe Euch, Wilhelm. Sieht man von der Unvollkommenheit Eurer Seele ab, so seid Ihr ein guter, braver Junge und ich möchte Eures Glückes sicher sein, bevor ich in ein neues Leben hinüber gehe.“

„Ihr bleibt also noch immer bei dem schrecklichen Gedanken, daß Ihr sterben werdet?“

„Uebermorgen, den 31. August.“

„Und, wenn Ihr zufällig den 1. September noch lebtet? Würdet Ihr dann nicht eingestehen, daß der Geist Euch irre geführt hätte? Würdet Ihr mich dann noch mit meiner Nichte verheirathen wollen?“

„Wie bitter würde ich es bedauern! ich stürbe vor Scham und Schmerz!“ seufzte Herr Reimond mit einer Art von Widerwillen. „Was? mein ganzes Leben sollte ein Wahn gewesen sein? Ich sollte die Schatten der Geister durch mein krankes Gehirn geschaffen haben? Schweigt davon Wilhelm; ich erstarre vor Schrecken. Glücklicherweise seid Ihr im Irrthume. Mein Tod, der zur angegebenen Stunde eintrifft, wird Euch von dem Dasein der Geister und der Wahrheit ihrer Lehre vollständig überzeugen!“

Der entmuthigte Jüngling sah eine kurze Weile seinen Oheim niedergeschlagen an; doch er erhob sich bald und, als hätte er einen festen Entschluß gefaßt, sagte er:

„Herr Oheim, als ich nach Wildenborg kam, ließ ich mein Gepäck in Hasselt zurück. Ich habe hier keine Hemde und mir fehlen die nothwendigsten Sachen. Wenn Ihr mir gestatten wollt, würde ich gerne noch einmal nach Hasselt reisen, um meinen Koffer zu holen.“

„Werdet Ihr morgen wieder hier sein?“

„Ja, Herr Oheim.“

„Nun gut, reist nach Hasselt. Ich war so Willens, diesen ganzen Tag allein zu bleiben. Meine Zeit läuft ab; ich habe lange mit dem Geiste zu sprechen und Alles für meine Abreise in die Geisterwelt zu ordnen. Geht, mein Freund und werdet über einen vergeblichen Kampf gegen den Ausspruch des Geistes nicht ungehalten. Theresia Dewit wird Euer Weib werden, mag Eure irrende Seele es wollen oder nicht!“

Der Jüngling drückte seinem Oheim schweigend die Hand und verließ den Saal, während er ein trauriges Lebewohl murmelte.

Er fand die Frau des Gärtners auf der Schwelle ihrer Hausthür und sagte zu ihr:

„Petronella, ich reise nach Hasselt und noch weiter, wenn es erforderlich sein sollte. Ich will wissen, ob es nicht irgend ein Mittel gibt, meinen Onkel zu heilen oder wenigstens sein Leben zu verlängern. Denkt Euch mal, er will durchaus, daß ich meine Nichte heirathe!“

„Die Theresia Dewit?“ rief Petronella erschreckt.

„Ja, sprecht mit Eurem Manne nicht davon; ich hole meinen Koffer von Hasselt. Lebt wohl, bis morgen.“

Einige Augenblicke darauf schritt Wilhelm durch die Allee, um auf den Weg zu gelangen, der über die Haide nach der Chaussee von Hasselt führte.

V.

An einem schönen und sonnigen Tage gingen zwei Frauen über die Haide. Ein Landmann schritt ihnen voran, der einen kleinen Reisesack auf der Schulter trug.

Eine von ihnen war ein junges Mädchen, dessen hellfarbiges, einfaches, aber geschmackvolles Sommerkleid die unumwölkte Heiterkeit eines reinen jungfräulichen Gemüthes anzukündigen schien.

Es hatte blondes Haar, das über der Stirn kunstgerecht durcheinander lag und sich nach oben hin etwas kräuselte; darunter glänzten, blauen Perlen gleich, kleine, bewegliche Augen. Auf seinen Lippen schwebte beständig ein ruhiges, anmuthiges Lächeln, als betrachtete es die einfache Natur in der Umgebung, mit freudigem, lieberfüllten Herzen.

Obgleich noch etwas Unbefangenes, Kindliches in seinem ganzen Wesen lag, bekundeten dennoch seine schnellen Blicke und seine feste Haltung, daß es diesem lieblichen jungen Mädchen weder an Stärke des Gemüthes noch an Klarheit des Geistes fehlen konnte.

Eine Zeit lang schien es die Gegenwart seiner Reisegefährtin und seines Führers zu vergessen. Fröhlich und neugierig sprang es über die Haide, um eine ihm unbekannte Blume zu pflücken, lief hinter einem Schmetterlinge her, sprach vergnügt mit sich selbst, oder lachte und sang mit lauter Stimme, als zwänge ein Uebermaß von Kraft und Leben es zu unaufhörlicher Bewegung.

Wenn es dann bemerkte, daß es weit zurückgeblieben war, holte es, schnell und leicht wie ein Reh, die Gesellschaft wieder ein.

Die Andere war ohne Zweifel ein Dienstmädchen; sie trug in der einen Hand eine große Schachtel aus Pappe und schien ermüdet. Obgleich sie nahe hinter dem Landmann ging, hatte sie noch kein einziges Wort mit ihm gewechselt.

Als das junge Mädchen in der Ferne das dunkle Dickicht des Gehölzes aus der dürren Haide emporsteigen sah, näherte es sich dem Landmanne und fragte:

„Ha! junger Mann, sagt mir doch, was ist das da hinten? Es sieht fast wie ein dunkler Berg aus.“

„Das ist Wildenborg“, war die Antwort.

„Dort also wohnt Herr Reimond? — In jenem düstern Busche!“

„Ihr kennt doch Herrn Reimond?“

„Nein, Fräulein.“

„Da Ihr in dem Dorfe wohnt, so seht Ihr ihn doch oft.“

„Ich habe ihn noch nie gesehn, Fräulein, und ich hoffe zu Gott, daß ich ihn nie sehen werde.“

Diese, in so eigenthümlichen Tone gesprochenen Worte, setzten das Mädchen in Erstaunen.

„Was soll das heißen?“ fragte es. „Ich begreife Euch nicht. Habt Ihr Angst vor Herrn Reimond?“

„Jeder hat Angst vor ihm.“

„Warum? Ist er böse? Behandelt er die Leute schlecht?“

„Im Gegentheil, er soll den Armen viel Gutes thun.“

„Was sind das für merkwürdige Dinge?“ sagte das Mädchen lächelnd. „Ihr kennt ihn nicht, er ist ein guter Mensch und Ihr hofft ihm nie zu begegnen? Löst mir doch dieses unerklärliche Räthsel.“

„Bewahre uns Gott!“ seufzte die Magd. „Ich begreife es wohl: es sind Diebe, Straßenräuber in dem widerlichen Busche und Herr Reimond steht vielleicht an der Spitze dieser Bande!“

„Kommt Isabella, Ihr seid nicht bei Verstand“, spottete das Mädchen. „Mein Onkel sollte ein Straßenräuber sein. Wo habt Ihr Eure Gedanken?“

„Ja, Fräulein, Ihr kennt Euren Onkel noch nicht“, sagte die Magd. „Ich habe einmal über einen Hauptmann der Straßenräuber ein Buch vorlesen hören, der reiche Leute ausplünderte, um arme unterstützen zu können. Was früher geschehen ist, kann noch immer geschehn. Hätte ich es gewußt, daß wir so fern von allen Dörfern und Häusern, durch ein dunkles Gehölz hätten gehen müssen, ich wäre sicher zu Hause geblieben.“

„Warum fürchtet man sich denn vor Herrn Reimond?“ fragte das junge Mädchen ihren Begleiter. „Sprecht Euch deutlich aus. Ihr thut mir einen Gefallen damit, da mir viel daran liegt zu erfahren, wie es auf Wildenborg steht. Ihr zögert? Es muß also was Schreckliches sein!“

„Ja, ja, mein Fräulein, so schrecklich, daß ich es nicht zu sagen wage!“ seufzte der junge Landmann mit einem Ausdrucke tiefer Beklemmung.

„Ach, Ihr macht mich mit Euer Zurückhaltung ängstlich“, rief das Fräulein. „Sprecht deutlich, ich ersuche Euch darum und werde mich erkenntlich zeigen.“

Der junge Landmann wurde durch die freundliche Bitte des Mädchens besiegt und antwortete mit dumpfer Stimme:

„Fräulein, das Schloß Wildenborg ist voll Geister und Gespenster. Nach den Aussagen der Leute geschehen dort grausige Dinge, bei denen ein Christ, ohne seine Seele preis zu geben, nicht gegenwärtig sein darf.“

Die beiden Frauenspersonen sahen einander erstaunt an.

„Aber welche Beziehung hat dieses Märchen auf Herrn Reimond?“ fragte unwillig das Fräulein.

„Märchen!“ wiederholte der Landmann. „Fragt die ältesten und verständigsten Leute des Dorfes und sie werden mir beipflichten, daß es Wahrheit ist.“

„Weil Ihr Euch vor Herrn Reimond fürchtet, bildet Ihr Euch vielleicht ein, daß er selbst ein Gespenst ist?“ scherzte das Mädchen.

„Es ist noch schlimmer, viel schlimmer“, murmelte der Landmann.

„Was denn?“

„Er ist ein Zauberer und hat Umgang mit dem Teufel, um . . .“

Ein schallendes Gelächter unterbrach seine Worte; sowohl die Magd als auch das Fräulein spotteten laut über eine so alberne Erklärung.

Der Landmann schaute sie mit weitgeöffneten Augen an. Es schien ihm unerhört, daß Weiber so ungläubig sein und über so ernste Dinge lachen könnten.

Aus dem mitleidigen Blicke des Fräuleins entnahm er wohl, daß es ihn für einen Verrückten oder Dummkopf hielt. Dies kränkte ihn.

„Ja, Fräulein", sagte er in bissigem Tone, „die Leute aus der Stadt meinen Alles besser zu wissen, als die vom Lande; aber das Sprichwort sagt: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten." Ihr geht nach dem Schlosse Wildenborg: ehe es Abend ist, werdet Ihr vielleicht schon diese Reise und Euren Unglauben bitter bereuen."

„Widerfährt Jemand denn was Böses auf Wildenborg?" fragte das Fräulein.

„Niemand nähert sich dem Schlosse", war die Antwort.

„Wie kann man denn aber wissen, was dort vor sich geht?"

„Jedermann weiß es."

Das Fräulein sah wohl ein, daß aus dem abergläubischen Burschen keine vernünftigen Gründe herauszubringen waren. Es zog lächelnd die Schultern und blieb zurück, um über diese Mittheilungen nachzudenken.

Ganz gefaßt war indessen das Dienstmädchen nicht, obwohl die Erzählung von Teufeln und Geistern es wenig beunruhigt hatte. Seine Unruhe hatte einen andern Grund. Es schwieg, bis man dem Busche näher kam und es in unmittelbarer Nähe das undurchdringliche Dickicht sah, in dessen dunklen Schooß, der Fußpfad wie in einen Abgrund zu führen schien. Es rückte näher an den Landmann heran und fragte mit dumpfer Stimme:

„Freund, sagt mir aufrichtig, wohnen keine Räuber oder Diebe in diesem Busche? Hat man noch keine Menschen darin ermordet gefunden?"

„Ja wohl", antwortete er, „etwas weiter, keine hundert Schritte von hier, steht ein steinernes Kreuz. Dort hat man eine Frau, die aus der Kirche kam, ermordet."

Das Mädchen stieß einen lauten Angstschrei aus. Es wurde vor Schrecken bleich und seufzte zitternd:

„O, mein Gott, was sagt Ihr da? eine Frau ermordet? Ich kehre zurück, für alles Geld in der Welt setze ich keinen Fuß in diesen Busch!“

„Was fehlt Euch denn Isabella? Warum bleibt Ihr stehn?“ fragte das Fräulein.

„Fräulein“, antwortete das Dienstmädchen, „dieser Busch dient Räubern und Vagabunden zum Aufenthalte. Man hat die Geschichten von Teufeln und Gespenstern erfunden, um die Leute fern zu halten und den einsamen Wanderer ungehindert ermorden zu können. Jüngst noch haben sie, hundert Schritte von hier, eine unglückliche Frau umgebracht . . . Nein, nein, sagt, was Ihr wollt, ich will noch lieber hier auf der Haide, unter freiem Himmel sterben, als mich in diesem düstern Busche der Grausamkeit der blutgierigen Räuber preisgeben.“

„Ihr habt Unrecht“, sagte der Landmann, „das steinerne Kreuz steht schon länger als hundert Jahre dort. Seit jener Zeit hat man nicht mehr gehört, daß Jemand in dem Busche angefallen oder mißhandelt ist.“

Das unzufriedene Mädchen wollte sich weder rathen noch beruhigen lassen. Es schien selbst darüber erbittert, daß das Fräulein über seine Furcht lachte; es hatte schon die Schachtel auf den Boden gesetzt, um auf dem Fußwege heimzukehren, als der junge Landmann vor Freude plötzlich ausrief:

„Ha, dort kommt der Herr Pastor! Er wird mit uns durch den Busch gehn, denn er begibt sich nach dem Dorfe. Jetzt haben wir nichts mehr zu fürchten!“

Die Erscheinung des Geistlichen wirkte in gleicher Weise auf das Dienstmädchen; sie ergriff die Schachtel wieder und zeigte sich bereit, in Gesellschaft des Priesters den Weg fortzusetzen.

Der Pastor, der neben dem Rande des Busches herkam, um auf den Fußweg zu gelangen, war bereits ein bejahrter Mann mit grauen Haaren. Er verfolgte seinen Weg nachdenkend und mit gesenktem Haupte. Erst als der ehr-

erbietige Gruß seine Ohren traf, bemerkte er die Leute, welche auf ihn warteten.

„Guten Tag, meine Kinder“, sagte er. „Es ist sehr heiß auf der Haide; doch jetzt, da Ihr durch den Busch gehen wollt, werdet Ihr Schatten und Kühle finden.“

Inzwischen sah er das Fräulein, welches ihn dankbar anlächelte, mit besonderer Aufmerksamkeit an.

„Herr Pastor“, sprach es in freundlichem Tone, „wir sind ein wenig furchtsam geworden. Solltet Ihr es übel nehmen, wenn wir eine Strecke Weges mit Euch gingen?“

„Durchaus nicht, mein Kind“, antwortete der Pastor. „Es wird mich sogar freuen, einige Worte mit Euch allein sprechen zu können. Wenn ich mich nicht täusche, so kenne ich Euch schon lange.“

„Ihr meint mich zu kennen, Ehrwürden? Das scheint mir unmöglich: ich erinnere mich nicht, daß ich jemals in meinem Leben die Ehre hatte, Euch zu sehn.“

„Euer Name ist Theresia Dewit.“

„In der That!“ sagte das Fräulein verwundert.

Unterdessen waren sie in den Busch getreten.

Der Priester hemmte seinen Schritt, um den Landmann und das Mädchen voraus gehen zu lassen; und, weil das Fräulein seine Absicht merkte, blieb sie an seiner Seite.

„Meine Ahnung hat mich also nicht betrogen“, sagte er. „Eure Mutter war die Schwester der Frau des Herrn Reimond und Ihr heißt Theresia Dewit?“

„Ja, Herr Pastor, wie könnt Ihr dies Alles so genau wissen!“

„Es kommt daher, daß ich in letzter Zeit mehr als einmal über Euch mit Eurem Onkel gesprochen habe und weiß, daß Ihr jetzt nach Wildenborg reist. Kennt Ihr Euren Onkel nicht persönlich?“

„Ich erinnere mich nur, daß, als ich noch ein Kind von drei oder vier Jahren war, ein stattlicher Herr öfters zu uns kam, der mich streichelte und mir Spielzeug und Leckereien gab. Dieser Mann war mein Onkel. Ich habe seiner immer dankbar gedacht; mein seliger Vater sprach bis zu seinem Tode stets von ihm.“

„Euer Onkel scheint gegen Eure Eltern erbittert gewesen zu sein; er ist der Meinung, daß Euer Vater ihn haßte. Er muß selbst durch Handlungen seine Feindschaft bewiesen haben."

„Ach, Ehrwürden", rief das Fräulein, „es ist ein beklagenswerther Irrthum meines Onkels. Mein Vater fühlte mehr Freundschaft für ihn als Jemand anders. In dieser Sache wurde mein Vater das Opfer seiner Anhänglichkeit. Er hat es mir oft genug mit Thränen in den Augen erzählt. Ich muß vorausschicken, Herr Pastor, daß Herr Reimond sich um diese Zeit mit geheimen Wissenschaften, mit Magnetismus, Tischrücken und sprechenden Geistern beschäftigte. Er träumte von nichts Anderm als unmöglichen Dingen und bildete sich ein, daß der Mensch Mittel entdecken könnte, um, wie Gott selbst, die Gesetze der Natur zu ändern und Wunder zu thun. Dies haben meine Eltern mir gesagt. Mein Vater, der ein verständiger Mann war, bemerkte bald, daß ein Haufe Betrüger sich um meinen guten Onkel scharte und ihn in seinen Irrthümern bestärkte, um ihn auf alle Weise zum Opfer ihrer Habsucht zu machen. Seine Bemühungen, ihm darüber die Augen zu öffnen, blieben ohne Erfolg. Herr Reimond hatte damals einen Diener oder Vertrauten, der früher bei seinen Eltern Gärtner gewesen war. Mein Vater meinte, daß dieser Diener die Hauptursache der Verblendung seines Herrn war; er gab sich lange Zeit Mühe, daß mein Onkel ihn nach Limburg zurückschickte. Dies glückte ihm jedoch nicht, der Diener blieb bei Herrn Reimond und meine Eltern durften ihn von da an nicht mehr sehn."

„Dieser Diener hieß Jakob Mispels, nicht wahr?"

„Habt Ihr ihn auch gekannt, Ehrwürden?" fragte das Mädchen verwundert.

„Ich kenne ihn noch, mein Kind: er wohnt auf Wildenborg und ist der Gärtner des Schlosses. Er ist ein sehr einfältiger und unwissender Mann; aber, daß er Schuld haben sollte an der eigenthümlichen Geistesrichtung Eures Oheims, das bezweifle ich."

„Es kann sein, Herr Pastor, daß mein Vater sich geirrt hat; aber er hatte redliche Absichten. Mit Herrn Rei-

mond war er seit seiner ersten Jugend bekannt und daher im Stande, über die ersten Ursachen seiner gefährlichen Geistesrichtung zu urtheilen. Mein Onkel war in dieser Einöde gleichsam von Jakob Mispels erzogen worden. Vom Morgen bis zum Abend hatte der Gärtner mit dem Kinde gespielt und so einen großen Einfluß auf seinen keimenden Verstand ausgeübt. Wie mein Vater behauptete, gab es keinen abergläubischeren Menschen auf der Welt als Jakob Mispels und er hat den Kopf meines Onkels mit allerhand Märchen so vollgepfropft, daß er als Knabe, noch in seinem zwölften Jahre, selbst bei hellem Tage, keinen Augenblick allein zu bleiben wagte. Mußte seine Gesellschaft für Herrn Reimond nicht äußerst nachtheilig sein und hatte mein Vater, der befürchtete, daß der Verstand meines Onkels bedenklich darunter leide, nicht hinreichende Ursache, die Entfernung Jakob Mispels zu wünschen?"

Der Pastor schien über die Worte des Fräuleins nachzudenken und pflichtete ihr durch ein Nicken des Kopfes bei:

„Es ist allerdings möglich", sagte er, „daß die gegenwärtige Geistesrichtung des Herrn Reimond, nur eine Modifikation der Vorstellungen aus der Kindheit ist. Zu verwundern ist jedoch, daß die ersten Eindrücke des menschlichen Gemüthes kaum im spätern Alter zu verwischen sind und daß Herr Reimond durch die Wissenschaften, Studien und große Gelehrsamkeit die Unterweisung eines einfältigen, unwissenden Gärtners nicht hat in Vergessenheit bringen können. O, Fräulein, wenn der Himmel Euch je die Erziehung von Kindern anvertraut, so wacht über sie von der Wiege und dem ersten Schritte an, den sie ins Leben thun; denn, so wie sie aus den Händen ihrer Mütter oder Erzieher kommen, bleiben sie gewöhnlich für immer."

„Ich danke Euch, Herr Pastor, für Euren wohlmeinenden Rath", antwortete das Fräulein. „Ich kenne den Werth einer guten, zweckmäßigen Erziehung; denn ich bin Erzieherin."

„Das ist ein edler, wichtiger Beruf . . . den Ihr, mein Fräulein, jedoch ohne allen Zweifel bald aufgeben werdet."

„Wie meint Ihr das Ehrwürden? Ich hoffe im Gegentheil in diesem Berufe recht lange zu verbleiben."

„Aber vermuthet Ihr denn nicht, mein Kind, warum Euer Onkel Euch ersucht, nach Wildenborg zu kommen? Ihr sollt sein Testament kennen lernen: Ihr steht im Begriffe, ein ansehnliches Vermögen zu erben.“

„Ich, ein Vermögen erben!“ rief das Mädchen aus voller Freude. „Sollte das wahr sein? Mein schönster Traum sollte also in Erfüllung gehn? O, würde mir ein solches Glück zu Theil, ich würde Gott bis an das Ende meines Lebens danken!“

„Und worin besteht dieser Traum?“ murmelte der Priester, den die übermäßige Freude des Mädchens gewissermaßen in Erstaunen setzte.

„Der Traum?“ rief sie, „ich würde ein großes Pensionat für junge Mädchen errichten. Bis jetzt war ich blos Hülfslehrerin und ich mußte viele Irrthümer und verkehrte Richtungen gutheißen; aber dann würde ich freie Hand haben und all das Gute ausführen können, was mein Herz so sehnlichst wünscht . . .“

Sie schien plötzlich bleich zu werden und fragte mit ängstlicher Miene:

„Aber, aber, o Himmel, wohin verirren sich meine Sinne! Ein Testament? Liegt mein Onkel denn im Sterben?“

Der Pastor bestätigte es.

„Ist er denn bedenklich krank?“

„Diese Frage kann ich nicht so leicht beantworten“, sagte der bejahrte Priester. „Euer Onkel leidet, wie man zu sagen pflegt, an einer eingebildeten Krankheit; sein Körper ist nicht krank und dennoch wird er bald sterben. Wenn er sich in seiner Berechnung nicht irrt, wird er sogar übermorgen die Sonne nicht mehr aufgehn sehn.“

„Mein Onkel, der mich reich und glücklich machen will, ohne daß ich es mal erwartete? Ach, er sollte sterben!“ seufzte das Mädchen. „Ich sollte keine Zeit mehr haben, ihm meine Dankbarkeit zu beweisen? Ich sollte nur nach Wildenborg gekommen sein, um an seinem Todesbette zu beten? O, nein, nein; das Vermögen würde mir Kummer und Schmerzen verursachen; Gott möge ihn am Leben erhalten.“

Und einen tiefen Seufzer ausstoßend, ließ sie das Haupt auf die Brust sinken.

„Kommt, Ihr müßt Euch trösten und zu fassen suchen, meine Tochter“, sagte der Pastor. „Sterben ist das Loos aller Menschen; der Tod des Herrn Reimond, so traurig es auch ist, wird ein sanfter sein.“

„Aber, Ehrwürden“, rief das Mädchen, „mein Onkel soll, ohne eigentlich krank zu sein und, weil er sich einbildet, daß sein Ende gekommen ist, sterben. Hat der Unglückliche denn keine Freunde, die ihm seinen Irrthum benehmen?“

„Er hat wenigstens einen Freund, der mit ihm verkehrt“, antwortete der Priester. „Dieser hat seit fünf Jahren Alles, was in seinen Kräften stand, gethan, um vernünftige Ideen in seinem Geiste zu wecken. Religiöse, wissenschaftliche Gründe, Nichts hatte Erfolg. Ja, durch das Bekämpfen seiner Ansichten verschlimmerte sich sogar das Uebel.“

„Aber, Ehrwürden, konnten denn die Aerzte ihm nicht helfen?“

„Ich glaube es nicht, mein Fräulein; Einbildungskranke sind schwer zu heilen. Ueberdies lebt Herr Reimond von aller Welt abgeschlossen, nur ich allein habe auf Wildenborg Zutritt. Seit zehn Jahren hat er keinen andern Besuch als den meinigen annehmen wollen.“

„Ich begreife es“, seufzte das Mädchen. „Wie schrecklich ist das! meines armen Onkels Verstand hat gelitten! Ach, vielleicht wird er nicht einmal meine Dankesbezeugungen verstehn. Warum muß ich so den Mann wieder sehen, der mich, als ich noch ein Kind war, so sehr liebte und meine Eltern so großmüthig unterstützt hat, als Mißgeschick nnd Armuth sie bedrängten?“

„Ihr geht zu weit, meine Tochter“, sagte der Priester. „Es gibt Menschen, die über Alles, mit Ausnahme eines einzigen Gegenstandes, mit vollem Verstande sprechen. So ist es mit Herrn Reimond; er hat ein gutes und edelmüthiges Herz, er urtheilt über die meisten Sachen vernünftig; aber sobald seine Gedanken sich dem Uebernatürlichen zu-

wenden, dann verirrt er sich in unendliche Betrachtungen und schafft sich eine Welt der ungereimtesten Hirngespinnste. Habt keine Sorge, er ist die Güte selbst und wird Euch auf das Wohlwollenste und Freundlichste aufnehmen."

„Und er sollte sterben?"

„Ja, ich zweifle nicht daran. Was mich jedoch tröstet, ist die Hoffnung, ja Ueberzeugung, daß Gott ihm die Verirrung seines Geistes nicht anrechnen wird, weil sie ohne Zweifel die Folge einer kränklichen Gehirnsverfassung ist."

Das Mädchen ging schweigend einige Schritte vorwärts. Dann sagte sie mit Entschiedenheit:

„Verstehe ich Euch recht, dann hätte, außer Euch, seit zehn Jahren Niemand mit meinem Onkel als Jakob Mispels verkehrt?"

„Und seine Frau."

„Mein Vater hatte Recht! Das war eine verderbliche Gesellschaft für ihn. Seht, Herr Pastor, Ihr werdet es vielleicht für verwegen oder übermüthig halten; aber ich bin gewiß, ich hätte meinem Onkel die Gesundheit wieder verschafft, wenn er mich nur einige Monate früher nach Wildenborg gerufen hätte."

Der Priester schüttelte ungläubig das Haupt.

„Vergebt es mir, ich bitte Euch, Ehrwürden. Das einsiedlerische Leben des Herrn Reimond, die Gesellschaft des abergläubigen Jakob Mispels, die einsame Lage des Schlosses, dies Alles hat meinen Onkel düster gestimmt. Was erforderlich wäre, um dieses Dunkel zu erhellen? Unbefangenheit des Herzens, Aufgeräumtheit, Freude, Liebe! Ha, ich hätte ihm diese Unbefangenheit gebracht: ich bin jung, ich setze Vertrauen in's Leben und in die Güte Gottes."

Die Augen des Mädchens leuchteten so eigenthümlich, daß der greise Priester sie mit Verwunderung ansah.

„Vielleicht, vielleicht!" murmelte er. „Jetzt ist es jedoch zu spät."

„Ist sein Körper nicht krank?"

„Nein, er leidet nur an einer eingebildeten Krankheit."

„Und, wenn man diese Einbildung beseitigen könnte?"

„Das ist unmöglich, mein Kind, Eure Hoffnung ist eitel."

„Ich werde es dennoch versuchen; ja, könnte ich sein Leben nur um einige Tage verlängern, das wäre schon ein süßer Lohn. Mir würde zum wenigsten Zeit verbleiben, meinem Wohlthäter zu danken und ihn mit dem Andenken meines Vaters auszusöhnen.“

Sie näherten sich der Allee des Schlosses.

„Dort hinten muß ich Euch Lebewohl wünschen, mein Fräulein“, sagte der Pastor. „Wiewohl ich keine Hoffnung habe, will ich dennoch zu Gott flehen, daß er Euren liebevollen Versuch gnädig aufnehme. Wahrscheinlich werdet Ihr, wenn auch nicht das Schloß, so doch verschiedene Besitzungen erben, die in unserm Dorfe liegen. Ich wage es, die Nothleidenden unserer Gemeinde Eurer Mildthätigkeit zu empfehlen und, wenn Euer Herz Euch eingeben sollte, etwas für unser armes Kirchlein zu thun, ich würde die Hand segnen, die das Haus des Herrn schmückt.“

„Seid versichert, Ehrwürden, daß ich weder Eurer Kirche noch der Armen vergessen werde. Ach, bliebe mein Onkel am Leben, ich würde ihn zum freigebigen Beschirmer aller Nothleidenden machen. Die Wohlthätigkeit ist das hellste Licht trüber Seelen!“

Als man sich jetzt der Allee genähert hatte, nahm der Pastor von ihr Abschied und setzte seinen Weg durch den Busch fort.

Betrübten Herzens sah das Fräulein den Pastor hinter den Bäumen verschwinden. Sie blieb einen Augenblick stehn; als sie aber am Ende der Allee ein eisernes Geländer gewahrte, beeilte sie ihre Schritte.

Einen halben Bogenschuß von dem Geländer hielt der junge Landmann plötzlich an, setzte den Reisekoffer auf den Boden und sagte mit lächerlich ernster Miene:

„Ich gehe nicht weiter. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich dem Schlosse so nahe zu kommen wage. Wüßte ich nicht, daß der Herr Pastor noch im Busche wäre, ich hätte keinen Fußtritt in die Allee gesetzt. Bezahlt mir und laßt mich zurückgehn.“

Das Fräulein lächelte über diese eigenthümliche Handlungsweise; während das Dienstmädchen aufbrauste und

ihn einen einfältigen Tropf nannte. Es war nichts daran zu ändern; er verlangte seinen Lohn, eilte in aller Hast von dannen und ließ die beiden Frauenspersonen mit ihrem Koffer und ihren Schachteln mitten auf dem Wege stehn.

In Folge dieses kurzen, aber etwas lauten Zwistes war Jakob Mispels mit seiner Frau hinter dem Geländer erschienen.

„Bewahre uns Gott!“ murrte er verdrießlich, „da habt Ihr Theresia Dewit mit einem Dienstmädchen und einer vollen Ladung Reisegepäck. Glaubt sie vielleicht, daß Wildenborg ein öffentliches Wirthshaus ist? Bah! was für eine Windbeutelei! Sie ist wie eine Baronin gekleidet ... Ohne die Unterstützung des Herrn Reimond hätte ihr Vater vielleicht kein Brod im Schrank gehabt. Hört, die Närrin lacht!“

„Seht Ihr nicht, Jakob, daß man uns durch Zeichen zu verstehn gibt, ihnen beim Fortschaffen des Koffers behülflich zu sein?“ sagte Petronella. „Geht, reicht ihnen eine Hand.“

„Ich? Für Theresia Dewit, deren Vater uns hat entfernen wollen? Das wäre!“

„Welche Schuld hat Theresia daran? Sie war noch ein Kind, als dieses sich zutrug.“

„Es bleibt sich gleich: ich rühre keinen Finger für das schäbige Stadtfräulein. Gedenkt es hier die Herrin zu spielen? Wir sind ebensowohl Erben wie das Mädchen. Will es Diener haben, so suche es sie anderwärts.“

„O, Ihr seid unvernünftig“, schnaubte Petronella vor Ungeduld. „Verweigert Ihr Eure Hülfe, so gehe ich selbst.“

Sie öffnete das Thor. Jakob, der sich vielleicht seiner Barschheit schämte, folgte und murmelte ihr unterwegs in's Ohr:

„Diese Theresia Dewit soll nicht lange auf Wildenborg bleiben. Wer weiß, ob sie nicht durch arglistige Mannövers Herrn Reimond zu ungerechtem Handeln verleiten wird. Jetzt will er schon die Hälfte seines Vermögens dem guten Wilhelm entziehn, um sie an die unbekannte Schwätzerin zu vermachen .., O, welcher Gedanke! Petronella laßt mich nur gewähren und widersprecht mir nicht: ich werde sie so

verwirrt machen, daß sie sich von Wildenborg wegmachen wird, als hätte sie den Schwarzen in Person gesehn. Ihr seid meinem Vorhaben abhold? Geschehen noch nicht grausige Dinge genug auf Wildenborg und handle ich unrecht, wenn ich die Wahrheit sage?"

„Kommt, laßt die Narrheiten bei Seite und versucht ein wenig höflich zu sein", sagte Petronella.

„Ha, ha! was gibt es hier doch für merkwürdige und furchtsame Leute!" rief das Dienstmädchen lachend. „Der Landmann, der unsern Reisekoffer bis hierher getragen hat, wagte es nicht, sich dem Geländer zu nähern; er meint, daß Wildenborg von bösen Geistern und Gespenstern wimmelt. Ihr Freunde, scheint doch Menschen zu sein; ich danke für Eure Gefälligkeit."

Der Gärtner schlug ein Kreuz und stieß einen dumpfen Seufzer aus. Seine Frau, die seine Absicht merkte, gab ihm einen Stoß mit dem Ellenbogen und sagte:

„Jakob, wollt Ihr wohl Eure Grillen für Euch behalten? Seid artig und nehmt den Koffer auf."

Die beiden Frauenspersonen folgten dem Gärtner in sein Häuschen. Petronella bot ihnen einen Stuhl an und fragte, ob sie keine Lust hätten, etwas zu genießen; aber das Fräulein, welches bereits ihren Namen genannt hatte, brannte vor Ungeduld, unverzüglich ihren Onkel zu sprechen.

„Das kann nicht geschehen", antwortete Jakob mürrisch. „Er hält mit den Geistern augenblicklich eine Unterredung."

Und, da er sah, daß das Fräulein über seine Worte lächelte, sagte er:

„Euer Onkel unterhält sich mit Geistern, mit herumirrenden Seelen, Schädeln und Gespenstern. Die Thüren des Schlosses sind von innen geschlossen und wenn . . . ."

„Ich bitte Euch, laßt uns nicht die kostbare Zeit mit Erzählung solcher Kindermärchen verlieren", unterbrach ihn das Fräulein. Mein Onkel hat mich zu sich kommen lassen; er wird unzufrieden sein, wenn Ihr mich nicht sofort bei ihm anmeldet. Geht, sagt meinem Onkel, daß ich da bin."

„Das ist unmöglich."

„Eure Frau ist vernünftiger wie Ihr: sie lacht gleich-

falls über Eure Grillen. Sie scheint verständig und freundlich und wird meinen Onkel wohl benachrichtigen."

„Er hat sich in der That eingeschlossen, mein Fräulein. Niemand darf zu ihm kommen", antwortete Petronella. „Wollt Ihr unterdessen etwas genießen oder Kaffee trinken, es ist Euch von Herzen gegönnt."

„Seid bedankt, wir haben, als wir uns ausruhten, am Steinweg etwas genossen. Ich wünsche nur meinen Onkel zu sprechen."

„Ihr müßt warten, bis die Geister abgezogen sind", erwiderte Jakob.

„Und wird dies noch lange dauern?"

Der Gärtner sah auf die Uhr und sagte:

„Der Augenblick rückt heran. Noch einige Minuten, noch eine Viertelstunde, ich weiß es nicht. Nox wird mich schon davon in Kenntniß setzen."

„Hat mein Onkel noch andere Diener wie Ihr? Ist Nox ein Diener?"

„Ja, ja, sein Mistoffel, der böse Geist, der ihm dient."

„O, Ihr seid nicht bei Sinnen!" erwiderte das Mädchen verdrießlich. „Ein Mann in Eurem Alter sollte sich schämen, an solche Albernheiten zu glauben. Ich werde mich bei meinem Onkel über Euch beklagen und ihm sagen, daß Ihr Euren Spott mit mir getrieben habt."

„Ihr werdet dazu keine Zeit haben, Fräulein", murmelte Jakob. „Mein armer Herr hat noch anderthalb Tage zu leben, dann kommt der Schwarze . . ."

Plötzlich zeigte sich ein großer rauhaariger Hund in der Thüre. Das Thier öffnete sein Maul und schien bellen zu wollen, aber es brachte nichts als heisere Gurgeltöne hervor.

„Da ist Nox, sein Kammerdiener!" seufzte der Gärtner mit erschreckter Miene.

Das Fräulein stand auf, streckte die Hand nach dem Hunde aus und sagte in schmeichelndem Tone:

„Nox, komm hierher mein Thierchen, komm!"

Und zur großen Verwunderung des abergläubigen Jakob, ließ der Hund sich streicheln, knurrte freundlich und leckte die Hand des Fräuleins. Das Thier drehte sich dann um und lief aus der Thür.

Der Gärtner schaute das Fräulein mit einer Art von Abscheu an und wich selbst ein paar Schritte zurück, als sie sich ihm nähern wollte. Nach seinen weit geöffneten Augen und seinem Schreck zu urtheilen, mußte er das Mädchen als Jemand ansehn, der mit der Hölle im Bunde stände.

„Unsinniger Träumer“, sagte sie lächelnd, „Ihr laßt Euch von einem harmlosen Thiere in Schrecken setzen.“

„Harmloses Thier?“ spottete Jakob. „Es hat noch nie einer Christenseele Freundschaft bewiesen. Und wenn es Euch zu kennen und lieben scheint, so müßt Ihr wissen, warum.“

„Ich weiß, daß Ihr es noch nie in Eurem Leben gestreichelt habt.“

„Davor bewahre mich Gott! Davor werde ich mich schon hüten.“

„Seht Ihr? Ihr verwirrt dies Thier durch Euren Schreck und Eure närrischen Grillen. Aber genug von diesen Kindereien. Da mein Onkel jetzt zu sprechen ist, führt mich zu ihm.“

Jakob eilte vor die Thür und machte dem Fräulein draußen Zeichen, ihm zu folgen. Sie hatte Mühe, ihn einzuholen und man konnte deuttich sehen, daß er voraus bleiben wollte.

Sobald sie im Schlosse das Ende eines düsteren Ganges erreicht hatten, blieb der Gärtner vor einer offnen Thür stehen und zeigte mit dem Finger in einen Saal. Er drückte sich gegen die gegenüberstehende Mauer ünd machte sich so klein als möglich, um nicht von den Kleidern des Fräulein berührt zu werden.

„Da drinnen ist Euer Onkel“, flüsterte er.

Sobald er diese Worte gesprochen hatte, war er auch schon in den Gang zurückgekehrt.

Das Mädchen blieb eine Weile vor der offnen Thür stehn. Sie schien ihre Kleider und ihren Kopfputz in Ordnung zu bringen; aber sie überdachte eigentlich schnell, wie sie sich gegen ihren Onkel zu benehmen hätte und wie sie es ermöglichen könnte, ihm den unglücklichen Gedanken an seinen nahen Tod zu benehmen.

Mit den freundlichen Worten: „O mein Onkel, mein lieber Onkel!“ sprang sie jubelnd in das Zimmer. Aber sie blieb bestürzt und verblüfft stehn, als sie den abgemagerten Mann sitzen sah, der, während er eine Hand auf einen Schädel hielt, seine klaren Augen bewegungslos auf sie heftete. Sie warf zugleich einen flüchtigen Blick auf das Skelett, das die Stunde anzeigte und auf die sonderbaren Werkzeuge, die, halb von Spinngeweben bedeckt, längs der Mauer standen.

Obschon der erste Eindruck ein beängstigender war, rang sie doch darnach, den verlornen Muth wieder zu gewinnen. Es mußte ihr einigermaßen geglückt sein, denn es schwebte ein Lächeln auf ihren Lippen und sie schritt langsam in den Saal weiter, während sie einen ehrerbietigen Gruß murmelte.

„Fürchtet Euch nicht, mein Kind“, sagte Herr Reimond. „Tretet näher. Ihr seid meine Nichte Theresia Dewit, nicht wahr? Ich bin froh, Euch zu sehn. Ich hatte Euch früher sehr lieb; Eure Mutter war mir eine geliebte Schwester und Euer Vater mein bester Freund; aber sie haben mich grausam . . .“

„O, guter Onkel, erinnert Ihr Euch noch meiner ersten Jugend?“ rief das Mädchen, mit offnen Armen auf ihn zuspringend. „Das Kind hat Euch hundertmal aus Dankbarkeit umarmt; laßt jetzt die Jungfrau eine theure Pflicht erfüllen: sie umarmt Euch Namens Ihres armen Vaters!“

Wie sehr Herr Reimond sich auch Mühe gab, sie fern zu halten und diesen zärtlichen Erguß zu verhindern, das Mädchen hielt ihn umarmt und küßte ihn zu wiederholten Malen. Dann zog sie einen Stuhl herbei, setzte sich neben ihn, ergriff seine Hand und sagte, während sie dieselbe drückte, mit freundlich lächelnden Augen:

„Wundert Ihr Euch, mein guter Onkel? Zweifelt Ihr vielleicht an der Aufrichtigkeit meiner Liebe zu Euch? Meine Eltern ließen keinen Tag vorüber gehn, ohne mit mir von Euch zu sprechen . . .“

„Nichte, rückt Euren Stuhl ein wenig zurück“, sagte Herr Reimond mit einer Art von Ungeduld, doch in freundlichem Tone.

„Ach, lieber Onkel“, flehte sie, „Ihr habt die kleine Theresia so zärtlich geliebt! Es sind jetzt fünfzehn Jahre, seitdem sie Euch nicht mehr gesehn hat. Verstoßt mich nicht, ich bitte Euch. Ihr wart früher der Wohlthäter meiner Eltern; Ihr habt mich zu Euch gerufen, um mir einen letzten und hohen Beweis Eurer Zuneigung zu geben. O, laßt mich Euch danken! laßt mich die Gefühle meines Herzens vor Euch ausgießen!“

Herr Reimond schaute träumend dieses liebliche jungfräuliche Wesen an, das durch eine tiefgefühlte Erkenntlichkeit verklärt schien. Und, ob die Erinnerung an frühere Jahre oder die blauen glänzenden Augen des Mädchens ihn bezauberten, er starrte mit einem unmerklichen Lächeln sprachlos auf sie, bis ein Zittern ihn ergriff, als erwache er erst jetzt aus seiner Zerstreutheit. Er zog seine Hand zurück und rückte seinen Stuhl etwas weiter.

Dies Mal verhielt sich Theresia still und zeigte ihr Bedauern nur durch einen flehenden Blick.

„Euer Vater?“ murmelte Reimond. „Was sagt Ihr von Eurem Vater? Ja, ich habe viele Jahre hindurch für ihn Achtung und Zuneigung gefühlt; aber er hat sich gegen mich undankbar gezeigt und zuletzt über mich gespottet und gelacht. Euch jedoch, mein Kind, trifft keine Schuld.“

„Lieber Onkel, wenn der Schein Euch nicht getäuscht hätte, wie ungerecht würdet Ihr sein!“ rief das Mädchen. „Mein Vater hat mich beauftragt, wenn mir je noch das Glück, Euch zu sehn, beschieden sein sollte, Euch von seiner ungeschwächten Dankbarkeit zu überzeugen. Gestattet mir, Herr Onkel; diese heilige Mission zu erfüllen.“

„Erfüllt diese schwierige Mission, Nichte; versucht es wenigstens.“

Das Mädchen ergriff ein Tuch, welches auf dem Tische lag und warf es über den Todtenkopf.

„Was macht Ihr da?“ rief Herr Reimond unzufrieden aufspringend, um den Schädel wieder zu enthüllen.

Aber Theresia hielt seine Hand zurück und bat:

„Nein, nein, mein lieber Onkel, laßt das häßliche Ding bedeckt. Es beengt und verdüstert meinen Geist; ich will

vergnügt bleiben, weil Gott es mir vergönnt, Euch zu sehn. Setzt Euch und hört mich an!"

Und ohne auf die Bemerkungen Ihres Onkels weiter zu achten, umarmte sie ihn und zog ihn mit sanfter Kraftanstrengung auf seinen Stuhl zurück. Ein Seufzer entfuhr dem erstaunten Manne und er schien sie um Auskunft über die Herrschaft, die sie über ihn ausübte, fragen zu wollen. Dennoch war er nicht unzufrieden und lächelte, als hätte er es mit einem unschuldigen Kinde zu thun, dessen Launen man zu entschuldigen pflegt.

Sie ergriff wieder seine Hand und sprach:

„Herr Onkel, Ihr zeiht meinen Vater der Undankbarkeit: Seine Dankbarkeit und aufrichtige Freundschaft gegen Euch war jedoch die alleinige Ursache Eurer Erbitterung gegen ihn. Er meinte und darin hatte er vielleicht Unrecht, — aber seine Absicht war doch lauter — er meinte, daß falsche Freunde Euch auf einen gefährlichen Irrweg führten und wider Wissen und Willen betrögen. Er glaubte auch überzeugt zu sein, daß, wenn Euer Gärtner, Jakob Mispels, bei Euch bliebe, es Euch nachtheilig werden könnte. Er begriff es wohl, daß er sich der Gefahr aussetzte, Eure Freundschaft zu verlieren, wenn er einen Kampf gegen Menschen und Dinge, welche Ihr liebtet, begänne; aber aus Erkenntlichkeit, aus Anhänglichkeit an Euch nahm er keinen Anstand, das zu thun, was er für Pflicht hielt. Ihr habt allen Familienverkehr mit meinen Eltern abgebrochen und ihnen verboten, Euch je wieder vor die Augen zu kommen. Sie haben gehorcht und Euren unerbittlichen Willen geachtet; aber wißt Ihr, wie sehr sie dadurch gelitten haben! Meine Mutter ist früh gestorben. Ich kann mit Euch nur von meinem Vater sprechen. Tausendmal hat er mir erzählt, daß Ihr ein guter Mann wäret und ihn in trüben Verhältnissen edelmüthig stets unterstützt habt. Zuweilen vergoß er Thränen über Euren Groll gegen ihn und aus Mitleid mit Euch. Er bildete sich ein, daß Ihr nicht glücklich sein könntet und betrauerte auch Euer bitteres Loos . . . Und, lieber Onkel, geradeaus gesprochen und die Hand auf's Herz gelegt, mein armer Vater hatte Recht! Vergebt mir

meine Kühnheit: ein glücklicher Mann sieht anders aus wie Ihr."

„Ihr glaubt das? Wohlan, Ihr irrt Euch, Nichte", sagte Herr Reimond mit spöttischem Lächeln. „Ich bin so glücklich, als es der Mensch in seiner irdischen Hülle werden kann."

„Ich sehe noch meinen armen Vater auf seinem Schmerzenslager liegen", fuhr das Mädchen fort, „und höre, wie die folgenden Worte über seine Lippen kamen: „Mein Kind, ich laß Dich allein auf dieser Welt. Er, der Dir ein zweiter Vater hätte sein können, hegt leider gegen uns einen ungerechten Groll. Ich werde dort oben Gott bitten, daß er Deinen Onkel zur Erkenntniß kommen läßt und Dir einen Beschützer und Wohlthäter auf Erden gibt. Stände er hier an meinem Todesbette, er würde der Aussage eines Sterbenden Glauben schenken. Diese Gunst ist mir nicht zu Theile geworden. Vielleicht wirst Du in Deinem Leben mit ihm zusammentreffen, mein Kind. Bezeuge ihm dann meine Dankbarkeit, sage ihm, daß ich ihm seinen Irrthum verziehen und bitte ihn um Verzeihung für den Verdruß, den ich ihm wider Willen bereitet habe." Dies waren die letzten Worte meines guten Vaters, lieber Onkel, und er ist zu Gott gekommen mit Eurem Namen auf seinen Lippen."

Das Mädchen weinte bei der Erinnerung an den Tod ihres Vaters. Herr Reimond war gleichfalls, ohne daß er es gewahrte, wehmüthig gestimmt worden und auch aus seinen Augen stürzten einige helle Thränen. Jetzt streckte er selbst seine Arme aus und zog seine schluchzende Nichte an seine Brust.

„Tröstet Euch, mein Kind", sagte er, Eure Eltern sind in einer glücklichen Welt. Sterben ist nichts; es ist nur ein Uebergang in ein besseres Leben. Ich habe mich in Bezug auf sie wahrscheinlich geirrt. Haben sie Kummer gehabt, sie werden dafür oben belohnt werden. Auf jeden Fall macht es mir Freude, daß ich den letzten Wunsch Eures Vaters zum Theil erfüllen kann. Die Erbschaft, die ich Euch hinterlassen werde, Theresia, wird genügen, um Euch gegen alle Nahrungssorgen zu schützen. Kommt, richtet Euch auf und seid gefaßt. Seit fünfzehn Jahren ist dieses

das erste Mal, daß meine Augen vor Rührung feucht werden. Ich weiß es nicht, aber meine Seele muß Euch innig geliebt haben, da Eure Stimme schon einen unbegreiflichen Eindruck auf mein Gemüth macht. Weint nicht mehr, liebe Nichte; laßt uns von andern Dingen sprechen. Wißt Ihr, daß ich morgen sterben werde?"

Das Mädchen erinnerte sich seines Vorhabens; es wischte seine Thränen ab und antwortete mit einem ganz ungläubigen Lächeln:

„Man hat mir von so etwas gesprochen; aber lieber Onkel es ist ein Scherz, nicht wahr? Ihr sterben? Morgen? Und Ihr sitzt da voll Leben, ohne Krankheit und körperliche Entstellung. Ihr könnt nicht so, zu einer vorher zu bestimmenden Stunde, sterben, Ihr müßtet denn Hand an Euch selbst legen; aber daran ist nicht zu denken. Ihr glaubt an ein anderes Leben und fürchtet Gott."

„Streitet nicht gegen eine unabänderliche Wahrheit, Nichte. In der nächsten Nacht verläßt meine Seele ihre materielle Hülle. Ich bedaure, daß ich Euch nicht eher nach Wildenborg gerufen habe, aber jetzt ist es zu spät. Wenn der Augenblick unseres Heimganges herannaht, kann nichts die verhängnißvolle Stunde verzögern. Ihr müßt Euch darein fügen und trösten, mein Kind. Der Tod ist kein Unglück; er ist im Gegentheil ein Schritt näher zur späteren ewigen Seligkeit."

„Aber, lieber Onkel, wer hat Euch gesagt, daß Ihr morgen sterben werdet? Gewiß, ein Betrüger!"

„Ein Betrüger? Ho, ho, Nichte, sprecht mit mehr Ehrerbietung. Er, der mir die Stunde meines Todes offenbarte, ist ein Geist, eine reine, klarsehende Seele, vor der die Zukunft wie ein aufgeschlagenes Buch offen liegt."

Theresia sah ihren Onkel mit Verwunderung und Mitleiden an. Nach kurzem Stillschweigen ergriff sie seine Hand und sagte:

„Von Geistern oder Seelen kenne ich nicht viel und will davon auch nicht mehr wissen als, was die Religion mich gelehrt hat. Aber das weiß ich wohl, lieber Onkel, daß Alles nur Einbildung ist und daß Ihr sicher nicht

recht handelt, wenn Ihr so Eure Gesundheit durch thörichte Hirngespinnste schwächt."

„Ich vergebe Euch, mein Kind", sagte Herr Reimond, „es sind Dinge, die über Euren Verstand gehn. Wir wollen nicht mehr davon sprechen. Wenn Ihr mich in der morgigen Nacht, gerade zur angegebenen Stunde, sterben seht, dann werdet Ihr den Beweis in Händen haben, daß die Geister wissen, was dem Menschen in seiner sterblichen Hülle verborgen ist."

„Hätte ich auf Wildenborg zu befehlen, ich würde Euch dagegen beweisen, daß ich mehr Macht habe, als alle Eure Geister zusammen!" rief das Mädchen.

„So? und was würdet Ihr thun?" lächelte Reimond.

„Was ich thun würde, Herr Onkel? Ich würde damit beginnen, den Schädel, der dort unter dem Tuche liegt, nach dem Kirchhofe und die häßliche Uhr auf den Söller bringen zu lassen. Dieser Saal würde rosenfarbige Tapeten, schneeweiße Gardinen, einen bunten Teppich, hübsche Stühle und glänzende Möbeln bekommen. Im Garten würden Blumen prangen und saubere Wege sich durch trauliche Lustwäldchen schlängeln. Ihr solltet Diener und Mägde, Wagen, Pferde, Bilder, Vögel und andere Thiere haben. Ich würde Eure Tochter sein, Euch lieben und Euch keine Zeit lassen, an dunkle, unmögliche Dinge zu denken. Wir würden den ganzen Tag spazieren gehn und Gott unter seinem schönen Himmel für die Wunder der Natur und das fröhliche Leben, das er uns geschenkt, danken. Und des Abends, wenn wir heimgekehrt wären, würde ich Euch die schönsten Stücke der berühmtesten Meister auf dem Piano vortragen, denn Onkel, ich bin eine gute Klavierspielerin . . . oder ich würde Euch etwas aus einem interessanten Buche vorlesen oder wir würden über Alles, was Ihr wünschtet, plaudern, sogar über Geister und Seelen, wenn es Euch behagte. Und so sollte es alle Tage gehn, einen Himmel würden wir auf Erden haben und einander jeden Abend umarmen und zusammen den Lenker des Weltalls anflehn, daß er Euer theures Leben und unser Glück erhalten möchte. Sagt, lieber Onkel, wäre das nicht besser, als bei voller Gesundheit sterben? Kommt, vertreibt die unheimlichen Gedanken. Laßt

mich Euer Kind sein, ich werde Eure Tage mit dem Lichte der Freude, der Dankbarkeit und Liebe erhellen!"

Sie hatte die Hände emporgehoben und flehte um eine günstige Antwort; aber Herr Reimond, der unverrückt den Gedanken an seinen bevorstehenden Tod festhielt, sah sie mit einem zweifelhaften Lächeln an und murmelte:

„Was Ihr da sagt, Nichte, ist schön. Ich danke Euch für Eure Zuneigung. Es ist nichts daran zu ändern: morgen, um Mitternacht, wird meine Stunde schlagen... Laßt das so; ich habe mit Euch von etwas Besonderem zu sprechen. Ihr werdet die Hälfte meiner Güter erben. Jedoch ist dabei eine Bedingung zu erfüllen. Kennt Ihr Euren Vetter Wilhelm Reimond?"

„Nein, Onkel, ich erinnere mich nicht, ihn je gesehn zu haben!"

„Er ist ein hübscher Junge, hat ziemlich viel Verstand und ein gutes Herz. Er wird, so wie Ihr, die Hälfte meines Vermögens erben. Ihr müßt ihn heirathen, Theresia."

„Was sagt Ihr, Herr Onkel, ich verstehe Euch nicht."

„Ihr müßt Wilhelm Reimond heirathen."

„O, das ist Euch nicht bedacht!" rief das Mädchen erstaunt. „Ich sollte Jemand heirathen, den ich noch nie gesehen habe!"

„Ihr werdet ihn heute noch sehn. Ich verlange Eure entschiedene Einwilligung, ehe ich sterbe."

„O Gott, was verlangt Ihr von mir! Ich kann die Einwilligung nicht geben. Mein Herz ist seit langer Zeit gebunden; mit meinem Vetter würde ich unglücklich leben: von Liebe könnte keine Rede sein. Würde ich seine Frau, meine Seele würde nichtsdestoweniger mit nie endender Trauer an einen andern Mann unaufhörlich denken. Es wäre ein schuldbeladenes Leben und ein schreckliches Loos."

„Ihr irrt Euch, Nichte; wenn Ihr Wilhelm Reimond nicht heirathet, werdet Ihr hier auf Erden unglücklich sein und in der andern Welt unsäglich lange für Euren Irrthum vielleicht büßen müssen . . . Nein, kämpft nicht vergeblich gegen Euer unvermeidliches Loos an. Der Geist, welcher mir die verborgenen Wahrheiten enthüllt, hat es mir gesagt; Ihr müßt Euch mit Wilhelm Reimond verhei-

rathen und so lange dieser erhabene Geist mir nicht erklärt, daß Gott seinen Beschluß geändert hat, kann man nichts anders thun, als sich fügen; denn keine Macht der Erde kann es verhindern, daß seine Enthüllungen zur Wahrheit werden."

„Unmöglich!" seufzte das Mädchen. „Der Himmel selbst hat mir einen andern Bräutigam bestimmt. Ich zittere, ich bin in Angst; schon der Gedanke, einem poetischen Lieblingsgedanken, der mein Herz so lange erfüllt hat, untreu zu werden, ängstigt und schmerzt mich."

„Wohlan, dann ist Alles zwischen uns zu Ende und Ihr erbt nicht!" rief Herr Reimond erbittert.

Theresia stieß einen schmerzlichen Seufzer aus, senkte den Kopf auf die Brust und vergoß reichliche Thränen.

Es herrschte eine lange Stille. Herr Reimond sah das traurige Mädchen zuerst zornig, dann verdrießlich und endlich mitleidig an. Sie sprang auf, umarmte ihn unter Thränen und seufzte:

„O, mein guter Onkel, steht ab von Eurem grausamen Beschluß! Warum fordert Ihr von einem armen Mädchen ein so verhängnißvolles Opfer. Habt Mitleiden mit mir! Sprecht nicht mehr von Heirath und Erbschaft. Laßt uns lieber daran denken, wie Euer Körper wieder gesund und Euer Herz wieder froh wird!"

„Aber der Geist, der Geist . . .?" murmelte Reimond.

„Euer Geist hat Euch betrogen oder Ihr habt ihn nicht gut verstanden, lieber Onkel; Ihr habt ein edles Herz; Ihr könnt es nicht über Euch gewinnen, mich zu lebenslänglichem Schmerze zu verurtheilen. Ich flehe Euch mit gefaltenen Händen an, zwingt mich nicht zu einer Heirath, die mich unglücklich machen muß!"

„Der Geist hätte mich hintergangen oder ich ihn schlecht begriffen?" wiederholte Herr Reimond, das Haupt schüttelnd. „Dies Letzte wäre wenigstens nicht durchaus unmöglich..."

„Dank, Dank!" rief das Mädchen, während ihre Augen vor Freude glänzten.

„Ich glaube indessen nicht, liebe Nichte, daß ich mich über den wahren Sinn seiner Enthüllung im Irrthum befinde. Es ist einerlei, das Mitleiden mit Eurem Kummer

treibt mich zu einem vermessenen Versuche. Ich werde den Geist noch einmal befragen und ihn zwingen, seine Meinung bestimmt zu erklären. Wie auch dies Mal seine Offenbarung ausfallen möge, Ihr sollt Euch ohne Murren unterwerfen oder augenblicklich Wildenborg verlassen."

Er nahm das Tuch von dem Todtenkopfe, legte seine rechte Hand darauf und blickte starr in die tiefen Augenhöhlen, während er sagte:

„Theresia, geduldigt Euch, wenn mein Versuch auch etwas lange dauern sollte; es geschieht aus Zuneigung zu Euch. Vielleicht wird Eure Gegenwart mich hindern, ich werde es bald erfahren. Für diesen Fall müßt Ihr mich einige Zeit allein lassen und nach dem Hause des Gärtners gehn, bis ich Euch rufen lasse. Jetzt kein Wort mehr."

Die tiefste Stille herrschte in dem Saale; Herr Reimond bewegte die Lippen und schien mit dem Geiste sich im Geheimen zu unterhalten.

Wie starkmüthig das Mädchen auch war, es wurde ihm doch zuletzt bange um's Herz, ohne daß es die eigentliche Ursache wußte. Dennoch durfte es den Onkel nicht stören; in der Hoffnung auf eine günstige Antwort hielt es den Athem zurück und sah bewegungslos den sonderbaren Mann an, dem bald vor Anstrengung der Schweiß auf der Stirn perlte.

VI.

Während Theresia neben ihrem Onkel saß und schweigend und mit klopfendem Herzen auf die entscheidende Antwort des Geistes wartete, kam Wilhelm von seiner Reise nach Hasselt zurück.

Er ließ den Mann, der ihm seinen Koffer trug, vor dem Geländer halten, gab ihm seinen Lohn und rief den Gärtner herbei.

Jakob Mispels kam, trug den Koffer in's Haus und sagte dem Jüngling mit einem geheimnißvollen und bestürzten Ausdrucke:

„Wilhelm, sie ist im Schlosse."

„Wer, meine Nichte?"

„Sie sagt wenigstens, daß sie Eure Nichte ist und Theresia Dewit heißt; aber, Gott behüte uns, sie scheint eher die Nichte oder Schwester des Nox zu sein!"

„Sie ist also sehr häßlich?" fragte der Jüngling gedankenvoll.

„Abscheulich, Wilhelm, die Haare stehn ihr zu Berge auf der Stirn; ihre Augen funkeln wie glühende Kohlen; ihr Mund hat einen neidischen und boshaften Zug. Wenn sie Euch ansieht, dringt ihr Blick Euch tief in die Seele und erstarrt Euch zu Eis."

„Welches Bild entwerft Ihr da von meiner Nichte!"

„Wenn sie Eure Nichte ist, Wilhelm . . ."

„Ihr zweifelt daran? Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich weiß es selbst nicht. Ihr werdet wie Petronella über mich spotten. Seitdem sie auf dem Schlosse angekommen ist, geht etwas mit meinem armen Weibe vor, das ich nicht zu deuten weiß. Sie glaubt an nichts mehr!“

„Was Ihr sagt, Jakob, ist mir noch viel unverständlicher. Theresia Dewit sollte meine Nichte nicht sein?“

„Lacht über mich, so viel Ihr wollt; aber es sollte mich nicht Wunder nehmen, wenn anstatt Eurer Nichte ein zweiter Teufel nach Wildenborg gekommen wäre, um bei dem höllischen Feste, das, ach, morgen hier gefeiert werden soll, zugegen zu sein.“

„Beginnt Ihr schon wieder mit Euren Albernheiten?“ fiel ihm der Jüngling in's Wort. „Seid doch vernünftig, ich bitte Euch.“

„Albernheiten?“ rief Jakob Mispels. „Hat der Teufel nicht oft genug die Gestalt eines Weibes angenommen, um Menschen in seine Netze zu verlocken? Ist das vielleicht auch nicht wahr, daß in früheren Zeiten ein Graf von Flandern, ohne es zu wissen, fünf Jahre hindurch mit dem Teufel oder einer Teufelin verheirathet gewesen ist? Ach, mein armer Wilhelm, ich muß mir Gewalt anthun, um nicht zu weinen. Auch Ihr müßt ein unbekanntes Geschöpf, welches Eure Nichte zu sein behauptet, zum Weibe nehmen! Wenn mein schrecklicher Argwohn begründet wäre! Ihr, der Gatte eines höllischen Geistes? Der Gedanke daran läßt mich schon vom Kopfe bis zu den Füßen zittern.“

„Hat mein Onkel mit Euch von der Heirath gesprochen?“

„Ja, zu meinem großen Aerger. Er will weder auf Bitten noch Flehn hören. Der Todtenkopf sagt, daß Ihr Eure Nichte heirathen müßt und der Schwarze . . .“

Seine Frau, die in diesem Augenblicke aus dem Stalle kam, hörte sein letztes Wort und rief bestürzt aus:

„Schweigt, Unsinniger, der Ihr seid. Ich hatte Euch verboten, Herrn Wilhelm mit Euren albernen Grillen zu langweilen und da seid Ihr schon wieder im Gange . . . Glaubt ihm nicht, Wilhelm. Er wird alle Arten von Thorheiten vorbringen und behaupten, daß Eure Nichte häßlich ist, aber er hintergeht Euch. Theresia Dewit ist ein schönes, liebliches und fröhliches Mädchen und dürfte man die

Menschen mit übernatürlichen Wesen vergleichen, dann müßte man eher sagen, daß sie ein Engel ist."

„Ein Engel! Wo habt Ihr doch Eure Sinne, Frau?" rief Jakob entrüstet aus. „Hat ein Engel solch emporstehendes Haar und so funkelnde, falsche Augen? Habt Ihr nicht gesehn, wie freundlich Nox ihr die Hände leckte, als wäre er erfreut, einen alten Freund oder eine alte Freundin wieder anzutreffen?"

„Nichts wie Kindereien", erwiderte Petronella. „Da Herr Wilhelm Theresia Dewit heirathen soll, wünsche ich ihm Glück, daß das Schicksal eine fröhliche und reizende Braut für ihn erkoren hat."

„Ich danke Euch, gute Petronella", sagte der Jüngling lächelnd. „Euer Wunsch ist dennoch eitel, denn ich werde nicht heirathen."

„Bravo, dann wird der Teufel betrogen!" jubelte Jakob.

„Aber, Wilhelm", bemerkte Petronella, „wenn Ihr Euch weigert, sie zu heirathen, wird Euer Onkel Euch enterben. Ihr habt großes Unrecht; Eure Nichte ist ein liebliches Kind und hunderte an Eurer Stelle würden frohlockend eine so schöne Braut annehmen."

„Schön?" brummte Jakob. „Sie ist abstoßend und häßlich, sage ich Euch!"

„Sie ist freundlich und lieblich."

„Sie hat Augen wie Nox!"

„Sie hat lebhafte blaue Augen."

„Freunde, gebt diesen vergeblichen Streit auf", rief Wilhelm dazwischen. „Es ist gleichgültig, ob meine Nichte häßlich ist oder nicht. Uebrigens werde ich bald erfahren, wer von Euch beiden im Irrthume ist."

Der alte Jakob, welcher nahe an der Thür stand, warf einen Blick nach Außen, sprang in die Stube zurück, ergriff den Arm des Jünglings, zog ihn nach der Thür und sagte:

„Da ist sie, sie steht im Hofe; ich glaube selbst, daß sie hierher kommt! Seht, ob sie nicht merkwürdig aussieht und häßlich ist."

Aber kaum hatte Wilhelm das Mädchen erblickt, das sinnend und gesenkten Hauptes in der Mitte des Hofes

stand, als er zurück wich und einen lauten Schrei ausstieß. Er war weiß wie Kreide und starrte, wie Jemand, der von Staunen und Schreck betäubt ist, mit weit geöffneten Augen in dem Zimmer um sich.

„Nicht wahr, nicht wahr, es ist der Schwarze. Habt Ihr ihn erkannt?“ seufzte Jakob. „Ach, ich habe den Tod auf dem Leibe. Seht, ich zittere wie Espenlaub! Gott steh' uns bei!“

„Unbegreiflich!“ murmelte Wilhelm. „Nein, es ist keine Täuschung, meine Sinne sind nicht aufgeregt. Sollte es wirklich auf Wildenborg nicht geheuer sein? Sollte diese Frauensperson nur ein Trugbild, eine Gaukelgestalt sein?“

In diesem Augenblicke trat Theresia Dewit in das Zimmer.

Sobald sie den Jüngling gesehn hatte, blieb sie erstaunt stehn, als wäre sie von einem plötzlichen Schlage getroffen; auch sie erbleichte, aber eben so schnell lagerte sich eine hohe Röthe auf ihre Wangen und Stirn. Mit einem heitern Lächeln auf den Lippen sagte sie:

„Ihr hier, mein Herr? Ha, vielleicht hat Euch Gott selbst gesandt!“

„Rosa mystica!“ rief Wilhelm, die Hände zusammenschlagend. „Meine Nichte? Unmöglich, unmöglich! Mein Kopf ist verwirrt; Alles dreht sich vor meinen Augen. O, löst mir diesen schrecklichen Zweifel! Wer seid Ihr?“

„Ich bin Theresia Dewit und, Dank sei dem Himmel, wahrscheinlich Eure Nichte.“

„Aber, nein!“ rief Wilhelm krankhaft erregt. „Seid Ihr die Rosa mystica, die ich von Jugend an bewundert und geliebt habe, dann ist Euer Name Flora. Meine Nichte, Theresia Dewit, könnt Ihr nicht sein.“

„Die Auflösung dieses Räthsels ist leicht“, antwortete das Mädchen. „Als ich als Erzieherin der Fräulein von Bernavaux auf das Schloß Everdaal kam, fand man den Namen Theresia zu gewöhnlich und nannte mich Flora.“

„Wie, sollte es doch möglich sein!“ rief Wilhelm hocherfreut aus. „Und das Kind, welches ich bei der Prozession zu Brüssel für einen Engel ansah? Die Rosa mystica?“

„Das Kind war ich, Theresia Dewit, Eure Nichte.“

Mit einem Freudenschrei eilte Wilhelm auf das Mädchen zu und nahm bebend ihre Hände in die seinigen.

„Ihr seid die Braut, die Gott mir seit langer Zeit bestimmt hat“, sagte er. „Unser Onkel, sein Geist will, daß Ihr meine Frau werdet. Stemmt Ihr Euch dem Willen des Schicksals entgegen?“

„Ich habe mich geweigert“, war die Antwort.

„Geweigert! Solltet Ihr die Hoffnung meines ganzen Lebens vereiteln? O, habt Mitleiden mit mir!“

„Ich kannte Euch nicht und schreckte vor einer Verbindung mit Jemand zurück, den ich noch niemals gesehn hatte .... Aber Ihr, Vetter, habt Ihr die Hand einer Unbekannten annehmen wollen?“

„Nein, nein. Jetzt jedoch werde ich meinen Onkel und die übernatürliche Macht, unter deren Einflusse wir seit unserer Kindheit an gestanden haben, segnen. Käme jetzt nur der gute Nox, um uns zu rufen! Wie froh wird unser Onkel sein, wenn er erfährt, daß wir uns freudig der Entscheidung des Geistes unterwerfen!“

„O, Himmel!“ rief plötzlich das Mädchen. „Unser Onkel pflegt von Neuem mit dem Todtenkopfe Rath! Aus Mitleiden mit meinem Kummer will er seinem eingebildeten Geiste eine neue Entscheidung abnöthigen. Geschieht es, dann wird ein eben so grausames Urtheil über uns gefällt werden. Kommt, kommt, warten wir auf Nox nicht; eilen wir zu unserm Onkel; rücken wir ihn von seinem Todtenkopfe weg, bevor ein neuer Irrthum in seinem kranken Gehirne sich festsetzt!“

Und beide eilten aus dem Zimmer.

Jakob Mispels bebte und wischte sich eine Thräne aus den Augen, weil er überzeugt war, daß der arme Wilhelm den Verlockungen des Teufels anheimgefallen wäre. Petronella dagegen lachte und jubelte.

Als die jungen Leute ungerufen in den Saal des Schlosses traten, rief Herr Reimond in entschiedenem Tone ihnen zu:

„Es ist vergeblich, es geht nicht anders! Ihr müßt Euch heirathen: der Geist will es!“

Wilhelm sprang auf seinen Onkel zu, umarmte ihn feurig und sagte:

„Lieber Onkel, meine Dankbarkeit gegen Euch kennt keine Grenzen. Wir unterwerfen uns mit Freude dem Willen des guten Geistes. Ich heirathe, je eher je lieber. Die Braut, die Ihr mir bestimmt habt, ist die Rosa mystica. Sie ist es, die mein ganzes Leben beherrscht hat . . ."

„Wie, was sagt Ihr?" unterbrach ihn Reimond erstaunt. Sie? Eure Nichte, wäre die Rosa mystica, deren überraschende Geschichte Ihr mir erzählt habt?"

„Ja, sie ist die Seele, an die meine Seele durch ein geheimnißvolles Band gekettet ist. Dank, Dank; ich segne Euch; Ihr überhäuft mich mit Glück: alle meine Wünsche sind wie durch einen Zauberschlag erfüllt!"

Herr Reimond rieb sich die Hände; seine Augen glänzten vor triumphirender Freude.

„Ha, ha!" jubelte er, „so beweisen die Geister ihre Wissenschaft und Macht! Wohlan, mein Sohn, zweifelt Ihr jetzt noch? Könnt Ihr den geheimnißvollen Einfluß, der Euch Euer ganzes Leben hindurch begleitet hat, um Euch in einem festgesetzten Augenblicke hier zusammen zu führen, könnt Ihr dies Alles wohl ohne Dazwischenkunft von Wesen, die mit dem Willen Gottes bekannt sind, erklären?"

„Wunderbar, unbegreiflich!" murmelte Wilhelm. „Der gute, milde Geist war vielleicht mein Schutzgeist . . ."

„Nein, mein Freund, es ist eine der harrenden Seelen, die den Raum anfüllen und dort nicht selten als Boten des Herrn zur Erfüllung seiner Beschlüsse mitwirken. Ihr seht wohl, daß die Offenbarungen des Geistes unwiederruflich sich erfüllen müssen und daß aller Widerstand fruchtlos ist.".

„Ja, Herr Onkel, in Bezug auf mich ist die Verwirklichung seiner Offenbarungen durch geheimnißvolle Mittel erreicht, deren Unfehlbarkeit mich zum Verstummen bringt."

„Und folglich ist mein Heimgang in die andere Welt ebenso unwiderruflich festgesetzt . . . Aber Ihr, Nichte, Ihr

schweigt und scheint nicht vergnügt. Stimmt denn diese Heirath nicht mit dem Wunsche Eures Herzens überein?"

Das Mädchen hatte bei seinen letzten Worten vor Verdruß oder Schreck gezittert. Sie antwortete in traurigem Tone:

„Ich nehme, nicht von den Geistern, sondern als ein Geschenk Gottes den Bräutigam an, den seine Güte mir seit langer Zeit beschieden hat. Meine Freude ist jedoch durch eine schmerzliche Besorgniß getrübt. Was hier durch ein wunderbares Zusammentreffen von Umständen geschieht, wird Euch vielleicht in der Ueberzeugung befestigen, daß Ihr morgen sterben müßt. Ich hatte beschlossen, den grausigen Gedanken an Euren Tod zu bekämpfen und ich jubelte bereits über den wahrscheinlichen Triumph . . ."

„Einfältiges Mädchen, warum wollt Ihr noch gegen eine unüberwindliche Macht streiten? Wißt Ihr, wie meine ungeduldige Seele seufzt und sich nach dem Augenblicke sehnt, wo sie zu der Geisterwelt, ihrem wahren Vaterlande, wird emporsteigen dürfen?"

Nach einigen Augenblicken des Stillschweigens rang Theresia die Hände und sagte mit Thränen in den Augen:

„Lieber Onkel, habt doch Mitleiden mit mir! Der Gedanke, daß Ihr morgen werdet sterben können, zerreißt mir das Herz. Ihr, aus dessen milder Hand wir, außer dem materiellen Wohlstande, ein ganzes Leben von Glück und Wonne empfangen, Ihr solltet morgen für immer unserer Dankbarkeit entrissen werden? O, Ihr müßt leben, damit wir unsere Schuld gegen Euch abtragen können!"

„Es ist vergeblich, Alles ist vergeblich", murrte Reimond.

„Aber, Wilhelm", rief das Mädchen, „bleibt nicht so unthätig; laßt mich nicht allein gegen die grausige Täuschung ankämpfen. Unser Wohlthäter sollte morgen sterben? Nein, nein, das kann, das darf nicht sein: wir müssen ihm danken, ihn lieben, ihn bis zum natürlichen Ende eines langen und fröhlichen Lebens glücklich machen."

Der Jüngling zweifelte daran, daß der Wahngedanke seines Onkels noch zu besiegen wäre; dennoch sagte er:

„Herr Oheim, hört auf die liebevolle Bitte Theresias. Bleibt bei uns, um Euer Werk zu sehen und unser Glück zu theilen.“

„Welch thörichte Gedanken verwirren Euren Verstand?“ fiel Reimond unzufrieden dazwischen. „Meint Ihr denn, daß meine Zustimmung genügte, um den Geist zum Lügner zu machen? O, Ihr lästert und höhnt den Geist, der Euer Glück herbeigeführt hat.“

Theresia, deren dankbares Herz bei der Ueberzeugung, daß der Beschützer ihrer Eltern und ihr edelmüthiger Wohlthäter das Opfer eines beklagenswerthen Irrthums werden sollte, in große Aufregung gerieth, richtete den Kopf empor und sagte mit einem gewissen Grade von Kühnheit:

„Aber Oheim, entschuldigt mich und gestattet mir, Euch zu sagen, was ich für wahr erachte. Es wohnt kein Geist in diesem Schädel; Euer Körper ist nicht krank und nichts verpflichtet Euch zu sterben. Eure Phantasie allein ist krank.“

„So, Ihr haltet mich für geisteskrank?“ sagte Reimond mit verletzendem Spotte. Wollt Ihr mich, gerade so wie Euer Vater belohnen?“

„Mein Vater erfüllte seine Pflicht und ich werde die meinige bis zu Ende erfüllen. Ihr werdet nicht sterben, Ihr habt weder vor Gott noch Menschen das Recht, Euch selbst zu tödten. Wenn Ihr morgen zu leben aufhört, wird hier nicht der Ausspruch eines eingebildeten Geistes in Erfüllung gehn; nein, aber der erzürnte Himmel wird einen schrecklichen Selbstmord erblicken. Ach, habt mit Eurer armen Seele Mitleid, überliefert sie nicht schuldig dem Urtheile des obersten Richters.“

Reimond sah sie, das Haupt schüttelnd, an.

„Nichte, Nichte!“ sagte er, schmerzlich ergriffen, „warum martert Ihr mich durch Eure Lästerung gegen die Geister. Eure Worte durchbohren wie Dolchstiche mein Herz. Ich sollte in Zorn gerathen und mich entfernen, um eine solche Sprache nicht mehr zu hören; aber ich sehe ein, daß ein Gefühl von Dankbarkeit und Liebe Euch irre leitet. Unglückliches Kind, fürchtet Ihr denn nicht, daß die Rache der Geister all das Glück zu Nichte mache, das Ihr sonst auf dieser Welt zu erwarten habt?“

„Ihr täuscht Euch, mein Onkel, Eure Phantasie führt Euch irre“, sagte das Mädchen.

„Habt Mitleid mit ihr, lieber Oheim!“ flehte der Jüngling.

„Ihr auch, Wilhelm, beharrt auch Ihr dabei, zu läugnen, daß der Geist, der diesen Schädel bewohnt, die Zukunft voraus sieht“, rief Reimond erstaunt und ärgerlich.

„Nein, ich fühle mich nicht stark genug, es länger zu verkennen“, antwortete Wilhelm zögernd; „aber, was Euren Tod betrifft, so ist sein Urtheil zu schrecklich, als daß Theresias dankbares Herz daran glauben könnte.“

„Wilhelm, ich beschwöre Euch, seid in diesem letzten Augenblicke aufrichtig!“ rief das Mädchen. „Warum stellt Ihr Euch, als glaubtet Ihr an diesen bösen Geist? Dies ist nicht das Mittel, unsern Onkel von seinem traurigen Irrthume zu heilen.“

„Schweigt, Nichte, schweigt!“ brummte Reimond, die Hände erhebend. „Unvorsichtiges und vermessenes Kind, wollt Ihr denn mit dem Geiste einen hoffnungslosen Streit führen? In diesem ungleichen Kampfe müßt Ihr unterliegen.“

„Wohlan, Herr Onkel, laßt mich wenigstens diesen Kampf versuchen. Ich werde Euch beweisen, daß ich mächtiger als Eure Geister bin. Wollt Ihr thun, was ich Euch rathe, so werdet Ihr schon nach einer Woche mit uns lachend und vergnügt in dem Garten herumwandeln!“

„Und, was hätte ich zu thun?“ spottete Reimond.

„Zuerst müßtet Ihr Nahrung zu Euch nehmen, die ich Euch selbst sofort bereiten würde. Fleisch, Rindfleisch . . .“

„Ho! Fleisch? Seid Ihr von Sinnen!“ rief Reimond mit Abscheu.

„Dann Brod, Eier, Milch . . .“

„Mein Körper ist bereits zur Hälfte gestorben, er weigert sich, irgend welche Nahrung zu nehmen.“

„Dann laßt wenigstens Aerzte nach Wildenborg kommen. Wilhelm wird sie in den nächstgelegenen Dörfern aufsuchen . . .“

„Aerzte? Ich soll Widerstand leisten gegen die Geister und sie glauben lassen, daß ich in die Unabänderlichkeit

ihrer Beschlüsse Zweifel setze. Fremde sollten auf Wildenborg kommen? Falsche Gelehrte, welche die menschliche Wissenschaft anbeten und die der Geister verspotten und läugnen?"

„Ich flehe Euch an, lieber Onkel, verwerft meine Bitte nicht; ich werde Euch lieben und Euch mein ganzes Leben dankbar sein!" seufzte das Mädchen, ihn zärtlich umarmend.

Aber Herr Reimond, der über ihr Drängen sehr entrüstet war, schleuderte ihre Arme von seinen Schultern und sagte in strengem Tone:

„Entfernt Euch, Nichte. Zu lange habe ich Eure unsinnigen Worte angehört; ich hoffte, solchen Schmerz nicht mehr vor meinem Heimgange in die Geisterwelt erdulden zu müssen. In Rücksicht auf Eure Unwissenheit, vergebe ich Euch. Geht, Theresia, verlaßt diesen Saal. Eure Gegenwart ist mir peinlich."

Das Mädchen ließ sich, anstatt zu gehorchen, auf einen Stuhl nieder, hielt ihre Hände vor die Augen und begann bitterlich zu weinen.

„Ach, Herr Oheim", flehte Wilhelm, „habt Erbarmen mit Eurer armen Nichte! Der Gedanke an Euren Tod zerreißt ihr das Herz. Alles, was sie sagte, war ihr durch die Dankbarkeit, durch die Sehnsucht, etwas zu Eurem Glücke hier auf Erden beizutragen, eingeflößt. Nun verstoßt Ihr sie und treibt sie hinweg! Sie kann irren, aber so grausame Strafe hat sie nicht verdient."

„Kommt, Nichte, weint nicht mehr", sagte Reimond. „Bleibt noch bei mir, ich habe mit Euch über ernste Dinge zu sprechen, aber gebt wohl auf die Bedingungen Acht, die ich stelle, sie gelten sowohl für Wilhelm als auch für Euch. Sobald Einer von Euch noch ein Wort über meinen sogenannten Tod, über Nahrung oder Aerzte spricht, den verweise ich sofort aus meiner Nähe. Diese Bedingung will ich nicht allein für heute, sondern auch für morgen, bis zur Stunde meines Heimganges in die andere Welt beobachtet wissen. Nehmt Ihr sie an, Theresia? Antwortet mir, oder entfernt Euch augenblicklich von hier!"

„Ach, kann es nicht anders sein, so werde ich mich dem grausamen Geschicke unterwerfen!" klagte das Mädchen.

„Wohlan, hört denn zu; denn ich bin sehr müde und sehne mich darnach, allein zu sein. In der Lade dieses Tisches werdet Ihr nach meinem Scheiden von dieser Erde ein eigenhändiges Testament finden, das Euch beide zu Erben meiner Güter einsetzt. Ich werde an Jakob Mispels und seine Frau ein Legat vermachen, um ihre langen und treuen Dienste zu belohnen. Ihr sollt sie, ohne daß für sie Schwierigkeiten und Kosten dadurch erwachsen, in den Besitz dieses Vermächtnisses setzen; wollen sie in dem Häuschen zu Wildenborg wohnen bleiben, vertreibt sie nie. Meinen Hund Nox empfehle ich Eurer Sorge. Er war während der Einsamkeit mein einziger Freund. Daß es ihm an nichts fehle, so lange er lebt! Erinnert Euch, daß, wenn man das arme Thier mißhandelte oder es Noth litte, meine Seele in der andern Welt darum trauern würde. Versprecht Ihr, diesen meinen Wunsch getreu zu erfüllen?“

„Ja, Herr Onkel“, antwortete Wilhelm, „wir werden mit Liebe für Nox sorgen, nicht allein, weil er ein anhänglicher Gefährte unsers Wohlthäters war, sondern auch, weil wir überzeugt sind, daß unsere Vorsorge für ihn Euch in der Geisterwelt erfreuen wird.“

„Dank, Dank, mein guter Neffe“, sagte Reimond mit inniger Zufriedenheit. „Ihr werdet noch mal in die verborgene Wissenschaft eindringen; Eure Natur entbehrt nicht sehr der erforderlichen Reinheit. O, welches Glück, wenn ich, obgleich nicht körperlich lebend, von Euch gehört werden und mit Euch sprechen könnte! Ich hinterlasse Euch allein diesen Todtenkopf als Erbtheil. Haltet ihn in Ehren; er ist ein werthvollerer Gegenstand als eine Königskrone. Wenn Ihr nach Eurer Heirath die Ruhe des Gemüthes wiedergefunden habt, dann zieht Euch zuweilen in die Einsamkeit zurück, setzt Euch vor diesen Todtenkopf nieder und vollführt mit anhaltendem und festen Willen, was ich Euch gelehrt habe. Bekommt Ihr die Macht, den Geist dieses Schädels zu sehn und zu hören, dann werdet Ihr auch mächtig genug geworden sein, meine Seele herbei zu rufen. Ich werde kommen, wir werden von wunderbaren, geheimen Dingen sprechen und mein Rath wird Euch und Eure Gattin gegen jeden Kummer und jede Widerwärtigkeit schützen. Reicht

mir jetzt die Hand und bannet alle Schmerzen; seid so fröhlich wie ich. Der morgige Tag ist ein Festtag. Der Abschied von einem guten Freunde, der einem endlosen Glücke entgegen geht, darf Euch nicht schwer fallen . . . . Kommt Theresia; zögert Ihr, mir die Hand zu geben? Es ist noch kein letztes Lebewohl; morgen werden wir einander noch sehn."

Das Mädchen näherte sich langsam, die Hand, welche sie ihrem Onkel darreichte, schien zu zittern.

„Habt Muth, meine Tochter", sagte Reimond. „Was Eure Meinung über den Tod betrifft, so ist sie ein menschlicher Irrthum. Sterben heißt das Ende eines beschwerlichen Tagewerkes erreichen; es ist der Friede nach dem Kriege, die Befreiung einer Seele von ihrem Körper, der ihre erhabene Natur umnachtet hielt. Aber genug davon, weil es Euch traurig stimmt . . . Nichte, Ihr könnt auf dem Schlosse nicht schlafen und werdet im Dorfe übernachten müssen. Es ist dort ein gutes Gasthaus, im goldnen Pferde, bei braven, gottesfürchtigen Leuten. Jakob Mispels wird Euch begleiten. Ich werde ihm ein Briefchen an den Pastor mitgeben; dieser gute Priester wird über Euch wachen und Euch sagen, was Ihr zu thun habt. Geht jetzt, meine Freunde und bleibt bis morgen heiteren Gemüthes und ruhigen Herzens."

Die beiden jungen Leute verließen schweigend den Saal. Wilhelm seufzte, Theresia weinte.

In dem Hofe, vor der Thür des Ganges, blieb das Mädchen stehn und sagte zu ihrem Vetter:

„Ach, ich kann mich mit dem schrecklichen Gedanken seines Todes durchaus nicht befreunden. Es müssen Mittel da sein, um dieses Unglück zu verhüten; aber, wo diese entdecken, so allein und entfernt von Menschen? Ihr, Wilhelm, seid ein Mann; habt Ihr nichts aufgefunden, nichts versucht, um unserm armen Onkel das Leben zu erhalten?"

„Ich komme von Hasselt und Löven", antwortete er. „Zwei oder drei tüchtige Aerzte habe ich besucht; kein einziger weiß Rath zu ertheilen. Die Zeit wäre zu kurz, sagten sie und Krankheiten heilte man nicht in einem Tage."

In diesem Augenblicke schoß der Hund mit Gewalt durch die Beine des Jünglings hindurch und brachte ihn fast zum Fallen. Das Thier eilte gerade auf das Haus des Gärtners zu.

„Es ist Nox, der den alten Gärtner rufen will“, murmelte Wilhelm.

„Und meinen die Aerzte, welche Ihr um Rath gefragt, daß Herr Reimond morgen sterben wird?“ fragte das Mädchen.

„Sie halten es für möglich, Nichte, wissen es jedoch nicht gewiß. Dennoch waren sie nach den Mittheilungen, die ich ihnen machte, einstimmig der Meinung, daß er nicht lange mehr leben könne.“

„Welche Krankheit, meinen sie, würde ihn dem Grabe zuführen?“

„Die Einbildungskrankheit, Nichte. Sie muß, wie sie sagen, bereits lange das Gehirn unseres Onkels zerrüttet und aufgerieben haben. Sie behaupten, sein Uebel biete sehr wenig Aussicht auf Heilung.“

„Und, habt auch Ihr, Wilhelm, den Muth verloren?“

„Ich halte alle ferneren Versuche für überflüssig und unterwerfe mich in Geduld dem schmerzlichen Loose.“

Da näherte sich der Gärtner, der hinter dem Hunde her nach dem Schlosse ging. Der alte Mann öffnete weit die Augen und sah mit Trauer und Bestürzung auf den Jüngling. Er schien ihm seine Unvorsicht zum Vorwurf zu machen und murmelte unverständliche Worte, als er an ihm vorbeiging.

„Der Arzt von Löven hat mir wohl ein Fläschchen gegeben, dessen Inhalt, wie er sagt, wenigstens den Tod unsers Onkels verzögern könnte“, sagte Wilhelm, „aber seit ich dies Schloß wiedergesehn habe, ist mein Vertrauen vollends dahin und ich weiß selbst nicht einmal, ob ich von dem Mittel Gebrauch machen werde.“

„Warum nicht, Vetter. Man muß bis zu Ende kämpfen.“

„Es kommt daher, Nichte, daß heute mit uns etwas Unerklärliches vorgeht. Euch, die Rosa mystica, meiner jugendlichen Träume, finde ich hier wieder; Ihr, die ich un-

ter dem Namen Flora kennen lernte, tretet plötzlich als meine Nichte Theresia Dewit auf; die Ehe, zu der mein Onkel mich zwingen wollte, krönt im Gegentheil alle meine Wünsche. Ein solches Zusammentreffen wunderlicher Umstände, welches eine Wirkung geheimnißvoller Ursachen ist, dies Alles kommt mir unbegreiflich vor. Mag es nun der Wille Gottes, die Offenbarung eines Geistes oder die Fügung des Schicksals sein, wir stehen unter dem Einflusse einer übernatürlichen Macht. Und wenn das Orakel des Todtenkopfes sich an uns bewährt hat, warum sollte es sich in Beziehung auf unsern Onkel irren?"

Das Mädchen sah ihn verwundert an.

„Was wollt Ihr damit sagen? Ich begreife Euch nicht", murmelte sie.

„Ich will damit sagen, daß es grausam sein würde, einen harten Kampf gegen den Willen unseres Onkels zu beginnen, um ihn ein wirkungsloses Mittel nehmen zu lassen. Bedenkt, daß wir ihm den Inhalt des Fläschchens nicht eher als eine Stunde vor Mitternacht eingeben dürfen. Warum sollten wir seinen Todeskampf dadurch erschweren, daß wir ihm eine eitle und fruchtlose Gewalt anthun?"

„Eitel und fruchtlos?" wiederholte das erstaunte Mädchen. „Glaubt Ihr denn gleichfalls an die Wissenschaft und Macht der Geister, Wilhelm?"

„Gestern noch lachte ich über diese Dinge, als über Grillen einer krankhaften Phantasie. Nun weiß ich nicht mehr, was ich davon denken soll. Die große Freude, das Glück, die Betrübniß, die Verzweiflung, dies Alles zusammen macht meine Sinne schwindeln. Es gibt Dinge, die über den menschlichen Verstand hinaus gehn. Wir wissen so wenig von der übersinnlichen Welt!"

„Kommt, gebt mir das Fläschchen und sprecht zu Niemand davon, besonders nicht zu Jakob. Er könnte seinen Herrn davon in Kenntniß setzen. Setzt Vertrauen in mich: unser Onkel soll die Arznei nehmen und müßte ich ihm mit Gewalt den Mund öffnen. Fehlt es Euch an Muth, so werde ich allein gegen den neidischen Tod ankämpfen, so lange noch ein Hoffnungsfunke vor meinen Augen schimmert. Was ist in dem Fläschchen?"

„Ich weiß es nicht. Der Arzt selbst setzte nicht viel Vertrauen in das Mittel und gab es mir als etwas, von dem er selbst keinen bedeutenden Erfolg erwartete.“

Jakob Mispels kam aus dem Schlosse, entblößte seinen Kopf und sagte zu Theresia, während er in gemessener Entfernung von ihr blieb:

„Fräulein, Herr Reimond hat mir aufgetragen, Euch nach dem Dorfe zu begleiten. Das ist ein zu beschwerlicher Gang für mich; ich habe einen schlimmen Fuß und kann fast nicht mehr vorwärts. Wenn Wilhelm nicht mit uns gehen will, dann nehme ich meine Frau mit. Man weiß nicht, was einem in dem einsamen Busche begegnen kann. Ihr dürft hier nicht länger bleiben, Fräulein; mein Herr sagt, daß ich Euch unverzüglich nach dem Dorfe geleiten sollte.“

Sie folgten beide dem Gärtner und verschwanden mit ihm in seine Wohnung.

VII.

Es war Nacht. In dem großen oberen Saale des Schlosses Wildenborg lag Herr Reimond mit geschlossenen Augen auf einem Bette. Weiß wie Kreide und mager wie ein Skelett, hatte er ganz das Aussehn einer Leiche. Einige Schritte von dem Bette stand ein Tisch, mit einem Kruzifixe, einem Weihwassertöpfchen und zwei gelben Wachskerzen, deren flackernde Flammen nur in der Nähe ein spärliches und geheimnißvolles Licht verbreiteten. An dem Fußende saß der Pastor, der in einem Buche las; am Kopfende Theresia, welche die Hände vor das Gesicht hielt und still weinte; Wilhelm stand neben ihr und starrte auf den Boden; die alte Petronella lag auf den Knieen, den Rosenkranz in der Hand und murmelte ein Gebet.

Ein paar Schritte von ihr, fast in der Dunkelheit, saß der Gärtner Jakob. Seine weitgeöffneten Augen irrten ängstlich und fragend umher; doch jedes Mal wandte er nach einer so flüchtigen Musterung den Kopf seitwärts und starrte mißtrauisch nach dem dunklen Ende des Saales, wo sich zuweilen ein sonderbares Geräusch, wie das Röcheln in der Kehle eines Sterbenden, vernehmen ließ.

Dies eigenthümliche Geräusch, machte, wenn es durch zufällige Aenderung des Tones näher zu kommen schien, den armen Jakob zittern und erbleichen.

Nox war im Saale. Von Zeit zu Zeit näherte er sich dem Bette, setzte seine Vorderpfoten darauf und leckte die

Hand seines Herrn, die auf der Decke ruhte. Der Kranke bewegte dann jedes Mal die Finger, als wollte er dem Thiere zeigen, daß er noch lebte; und Nox kehrte nach dem dunklen Theile des Saales zurück, wo er sich unter dumpfem Knurren in einer Ecke niederlegte.

Dies Gehn und Kommen des Hundes und sein auffallendes Benehmen erfüllten den abergläubischen Jakob mit unsäglicher Angst. Trotz der Anwesenheit des Pastors zweifelte er nicht daran, daß das scheußliche Thier genau um Mitternacht in Teufelsgestalt erscheinen würde, um die Seele seines Herrn in Besitz zu nehmen und mit ihr zur Hölle zu fahren.

Die Todesstille, welche ununterbrochen herrschte, seitdem Herr Reimond Jeden um Stillschweigen dringend ersucht hatte, trug nicht wenig dazu bei, den Schrecken des armen Jakob noch zu vermehren.

In der That, das dumpfe Seufzen dieser Leute, die stumm wie steinerne Bildsäulen um das Bett eines Sterbenden saßen, das leise Schluchzen Theresias, das zischende Gemurmel der alten Petronella; besonders aber der kreischende Pendelschlag der Uhr, dies Alles störte die Stille, um sie desto auffallender, allgemeiner und geheimnißvoller zu machen.

Herr Reimond lag bewegungslos auf dem Bette und schien bereits todt zu sein; aber man konnte bei einiger Aufmerksamkeit bemerken, daß er zuweilen verstohlen seine Augen zur Hälfte öffnete, um nach der Uhr zu sehn und den Verlauf der Zeit zu verfolgen, als fürchtete er den rechten Augenblick seines Heimganges in die andere Welt zu verfehlen, Diese Uhr war das Bild des Todes, die er durch den Gärtner nach oben bringen und auf das Kamingesims hatte stellen lassen.

Seit langer Zeit heftete Theresia gleichfalls den Blick auf die Uhr; denn der verhängnißvolle Zeiger näherte sich allmälig der elften Stunde.

Das Mädchen ging leisen Schrittes auf ein Nachttischchen zu, welches hinter dem Kopfende des Bettes stand, goß etwas Wasser in ein Glas und kam zum Kranken zurück.

Es legte seine linke Hand unter seinen Kopf und richtete ihn auf, wie sehr er sich auch diesem Versuche widersetzte.

„Nichte, Nichte, Ihr habt gar kein Mitleid“, seufzte er. „Laßt mich in Frieden diesen letzten Kampf bestehn. Bleiben meine Bitten ohnmächtig gegen Eure wahnwitzige Hoffnung? Was habt Ihr vor?“

„Lieber Oheim“, sagte sie, „Ihr röchelt so; das durchschneidet mich das Herz; Ihr kommt vor Durst um. Ach, laßt Euren armen Körper nicht vergebens leiden! Hier ist Wasser; trinkt doch.“

„Trinken?“ murrte der Kranke, „mein Körper ist todt. Trinken die Seelen? Entfernt dieses Glas von meinen Lippen und verbittert mir nicht die letzten Augenblicke.“

„Aus Mitleid mit mir, bitte, flehe ich Euch an, lieber Onkel!“

„Nein, nein, ich habe keinen Durst. Ihr martert mich in der That, Nichte.“

„Unbegreifliche Verirrung!“ seufzte das Mädchen. „Ihr weigert Euch zu trinken, weil Ihr befürchtet, daß ein Glas Wasser Euer Leben verlängern könnte. Und Ihr glaubt an die Macht der Geister?“

„Ihr lästert, lästert“, brummte Reimond. „Ha, ich sollte Furcht haben zu trinken?“

Und mißmuthig und zitternd leerte er das Glas Wasser. Er schaute das Mädchen lächelnd an und sagte tadelnd:

„Wie bitter! Ein Arzneimittel? mir? Ihr verharrt also bei Eurer Hoffnung, arme Närrin. Kann mein Tod allein Euch überzeugen? Wohlan, habt noch ein wenig Geduld: beim Schlage der Mitternachtsstunde wird der Glaube schon kommen.“

Die Uhr schlug elf.

Der Kranke richtete sich zur Hälfte auf und sagte:

„Freunde, tretet näher; die letzte Stunde meines jetzigen irdischen Lebens hat begonnen. Ich wünsche, daß der Laut Eurer Stimmen mich nicht mehr störe. Meine Seele muß gewaltig arbeiten, um aus ihrer materiellen Hülle herauszukommen und jedes Mal, wenn Ihr ihre Aufmerksamkeit von diesem harten Kampfe ablenkt, verursacht Ihr derselben unsägliche Schmerzen. Setzt voraus, daß ich in die-

sem Augenblicke sterbe und nehmt vorläufig für diese Zeit von mir Abschied; denn unsere Seelen werden sich dort oben wiedersehn."

Er reichte dem Pastor die Hand und sprach mit klarer, ungeschwächter Stimme:

„Vater, ich danke Euch aus dem Grunde des Herzens für Eure Freundschaft und Euren aufrichtigen Rath. Konnte ich ihn nicht ganz befolgen, so vergebt es mir. Lebt wohl und erinnert Euch meiner in Euren Gebeten."

Der Priester wollte seine Ermahnungen wieder aufnehmen und dem Kranken einen klareren Begriff seines Zustandes und seiner christlichen Pflichten geben; aber Herr Reimond unterbrach seine Worte und sagte:

„Ja, Ehrwürden, ich weiß wohl, daß Ihr Recht habt; der Mensch muß Gott immer vor Augen haben und darf nicht vergessen, daß Belohnung und Strafe ihn nach diesem Leben erwarten. Aber beruhigt Euch, ich sterbe mit vollem Vertrauen auf Gottes Güte und mit dem festen Glauben an seine Allmacht und Wahrhaftigkeit. Gewiß habe ich nicht ohne Sünde und Schwächen gelebt; ich bereue es zu spät. Ich werde dafür oben büßen müssen. Noch mehr wie einmal werde ich leben, ich werde streiten nnd leiden müssen, ehe ich den Platz der gefallenen Engel einnehme; aber was liegt daran, wenn ich nur endlich und wäre es erst nach tausend Lebensabschnitten, den erhabenen Gott in der Ewigkeit loben und ihm dienen darf."

Er ergriff der Reihe nach die Hände der anwesenden Personen.

„Ihr, mein Neffe", sagte er, „werdet vielleicht einstens durch den Verkehr mit den Geistern den kürzesten Weg zur Vollkommenheit finden. Ich sehe mit Freuden, daß Ihr wenigstens auf eine eitle Hoffnung Verzicht geleistet habt und mir gestattet zu denken, daß Ihr meinem Tode zuverlässig entgegen seht. Wenn Ihr der Gatte Eurer Nichte geworden seid; liebt sie unausgesetzt und haltet sie werth. Weigert sie sich, an die Macht der Geister zu glauben, haltet es ihrer schwachen Natur zu Gute. Sie hat ein edles Herz und, weil sie Euch durch Gott bestimmt war, müßt Ihr überzeugt bleiben, daß der Geist des Todtenkopfes die

Wahrheit sagte, als er offenbarte, daß sie allein Euch auf Erden glücklich machen könnte . . . Nichte, das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit ist mächtig in Euch; richtet Eure Seelenkräfte auf Euren Mann und Eure Kinder, und wenn Ihr die heiligen Pflichten des Weibes und der Mutter erfüllt, werdet Ihr dereinst mit ihm, mit ihm und mir in dem Schoße Gottes, dem Urquell der vollkommnen Seligkeit, vereinigt werden."

Der Gärtner und seine Frau vergossen beide reichliche Thränen vor seinem Bette; der Schmerz Jakob Mispels war so laut, daß sein Schluchzen in dem Saale wiederhallte.

„Mein armer Jakob, meine gute Petronella", sagte der Kranke, „wozu die vielen Thränen? Tröstet Euch. Wüßtet Ihr, wie es mit den Seelen in der andern Welt stände, Ihr würdet jubeln und mir Glück wünschen . . . . Lebt wohl, meine Freunde. Ich nehme keinen Abschied von Euch; morgen bin ich wieder hier, zwar ohne Körper, aber viel mächtiger und geläuterter. Meine Seele wird unter Euch Allen wohnen, ich werde Euch sehn und hören und mich über Euer Glück freuen . . . Nox, Nox! Ha, da bist Du . . . mein treuer Geselle. Komm, daß ich Dich noch einmal . . . noch einmal. Was geht mit mir vor? . . . Eine Wolke scheint sich vor meine Augen zu lagern. Nox, ich stehe im Begriff, Dir . . . meine Kräfte lassen nach . . . die Seele ringt . . . sie ringt gewaltig . . . gewaltig mit dem selbstsüchtigen Körper . . . lebt wohl . . . lebt wohl!"

Während Herr Reimond diese Worte stammelte, sank er besinnungslos und ermattet auf das Kopfkissen; er rieb sich über die Augen und wollte sprechen, doch die verwirrten Worte, die über seine Lippen kamen, gingen allmälig in ein unverständliches Gemurmel über und alle Bewegung schien endlich in ihm aufzuhören.

Es war ein Augenblick der peinlichsten Angst; Alle starrten stumm und bleich auf den Kranken, weil sie meinten, daß er wirklich sterben würde.

Jakob Mispels allein lächelte und hob dankend die Hände zum Himmel, während er in sich murmelte:

„Ha, ha, er ist todt! Gott sei gelobt, der Feind kommt zu spät.“

Eine Zeitlang hielt der Pastor sein Haupt über den Sterbenden gebeugt, um auf seinen Athem zu lauschen; er befühlte ihm gleichfalls die Brust und wandte sich endlich zu dem Mädchen und Petronella, welche die Hände vor die Augen hielten und schluchzten.

„Nein, nein, meine Kinder“, sagte er, „laßt den Schmerz noch nicht völlig über Euch Herr werden. Das anhaltende Sprechen muß den Kranken ermüdet haben. Ich begreife es nicht, sein Herz schlägt regelmäßig und sein Athem ist frei und ruhig. Verliert den Muth nicht; der Todeskampf hat noch nicht begonnen. Laßt uns beten!“

Als Jakob Mispels diese Worte hörte, stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus. Er hatte bereits über den natürlichen Tod seines Herrn wie über einen über die Hölle davongetragenen Triumph gejubelt. Die unerwartete Täuschung war ihm schmerzlich; der Glaube an das schreckliche Ende des Herrn Reimond erwachte mit erneuerter Kraft in ihm. Er kehrte langsam zu seinem Stuhle zurück und ließ sich seufzend auf denselben nieder.

Die andern anwesenden Personen hatten die Aufforderung des Priesters gehorsam befolgt und beteten inbrünstig.

Es herrschte wieder eine vollständige Stille; — aber der Finger der Todesfigur rückte auf dem Zifferblatte vorwärts und bald sollte er die gefürchtete Zahl zwölf berühren.

Alle bemerkten es wohl; denn, wenn sie auch beteten, so wandten sie doch mit immer steigender Angst von Zeit zu Zeit das Auge nach der Uhr hin. Jeder von ihnen glaubte nämlich, daß Reimond mit dem Schlage zwölf sterben würde; sie hielten ihn zwar für geistesschwach, zweifelten jedoch nicht daran, daß seine kranke Phantasie stark genug wäre, seinen Lebenspfaden zu der angekündigten Stunde zu brechen. Bei Wilhelm stand der Glaube an den Tod seines Oheims so unwandelbar fest, daß auch kein Schimmer von Hoffnung ihm mehr leuchtete.

Jakob Mispels schien vernichtet. Er hatte sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, weil er fürchtete, grausige

Dinge zu sehn und saß, wie Jemand, der sich so klein als möglich macht und den Schlägen des Feindes den Rücken bietet, ganz nach vorn herübergebückt.

Gleichwohl blickte er von Zeit zu Zeit durch die Finger nach dem Zifferblatte und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen, als der Finger der Todesfigur die verhängnißvolle Zahl fast berührte. Seine Ohren richteten sich beim leisesten, kaum hörbaren Geräusche empor. Was ihn ganz besonders erschreckte, war, daß er seit einiger Zeit das Geknurr des Nox nicht mehr gehört hatte. Was ging mit Hunde vor? Sollte er damit beschäftigt sein, eine andere Gestalt anzunehmen? Plötzlich erzitterte die Luft von den scharfen Klängen der Uhr; zugleicher Zeit entstand ein furchtsames Geheul in dem dunklen Theile des Saales.

Der Gärtner stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, sprang empor und flüchtete jammernd aus der Thür; aber die Dunkelheit in dem Gange trieb ihn wieder in den Saal zurück. Er warf sich auf die Kniee und hob die zitternden Arme empor, während er, halb todt vor Schreck, in unverständlichen Worten den Himmel um Beistand anflehte. Jeder Schlag der Uhr vermehrte seine Unruhe und entriß ihm einen neuen Angstschrei; aber, als auch der zwölfte Schlag verklungen war, ohne daß ein übernatürliches Wesen sich gezeigt hatte; da holte er tief Athem, als wäre ihm ein schwerer Stein vom Herzen gefallen und ein Freudenseufzer wallte aus seiner beklommenen Brust auf. Er erhob sich, blickte mit weitgeöffneten Augen im Saale herum und näherte sich dem Bette, wo die andern Personen keuchend, still und regungslos auf auf den Kranken starrten, dessen letzten Athemzug sie erwarteten.

Schon war der Finger auf dem Zifferblatte der Zahl zwölf um fünfzehn Minuten vorausgerückt und noch hatte Niemand ein Wort gesprochen. Wohl war dem Mädchen ein leiser Freudenschrei entschlüpft; aber der Pastor hatte Allen durch ein gebieterisches Zeichen Stille anbefohlen, weil er, mit der Hand auf dem Herzen des Kranken, den Todeskampf verfolgte.

Endlich sagte der Priester:

„Es ist unbegreiflich: sein Puls schlägt, wenn gleich sehr

schwach, doch regelmäßig. Er wird wahrscheinlich sterben, doch wird dieses in der ersten Stunde noch nicht geschehn. Vielleicht wird sich sein Todeskampf bis zum Morgen verlängern. Er scheint ruhig einzuschlummern."

Theresia lachte und dankte Gott mit emporgehobenen Händen, als glaubte sie, daß der Tod über ihren Onkel seine Macht verloren hätte.

Wilhelm stand bestürzt da, er konnte es kaum fassen, daß die Offenbarung, welche Herr Reimond von dem Geiste empfangen zu haben behauptete, unerfüllt bleiben sollte.

Jakob Mispels, der nicht mehr unter der Herrschaft des Schreckens stand, hatte große Lust zu tanzen und zu singen; er schwenkte die Arme und eilte geräuschvoll bis in den dunklen Theil des Saales, als wollte er Nox herausfordern und verspotten; aber das Thier schlief ohne allen Zweifel, denn es rührte sich nicht.

„Verhaltet Euch ruhig, Kinder", sagte der Pastor. „Hat Herr Reimond sich wirklich in der Stunde des Todes geirrt, so wundere ich mich darüber keinesweges, aber darum kann er noch immer heute die Welt verlassen. Mäßigt Eure Freude; Ihr bereitet Euch nur neue Schmerzen."

Nachdem er noch einmal den Zustand des Kranken untersucht hatte, wandte der Pastor sich wieder an das Mädchen und sagte:

„Euer Onkel scheint zu schlafen. Ihr habt ihm ein Arzneimittel gereicht. Worin bestand dieses?"

„Ich weiß es nicht, Ehrwürden", war die Antwort. „Wilhelm hat es zu Löven von einem Arzte erhalten."

Sie nahm vom Nachttische ein kleines Fläschchen und reichte es dem Geistlichen, der es neugierig besah und endlich einen Tropfen davon auf seine Zunge goß.

„Opium!" murmelte er. „Nun begreife ich Alles. Ihr habt Eurem Oheim einen Schlaftrunk eingegeben ..... Frohlockt nicht zu früh, meine Tochter. Wenn er aus diesem Schlafe nicht wieder erwachte?"

„Aber, Ehrwürden", rief das Mädchen mit einer Freude, die sie nicht unterdrücken konnte, „es ist der erste Sieg über die Einbildungskrankheit und den Tod. Wenn mein Oheim erwacht, wird er selbst einsehn, daß sein Glaube an die

Geister ihn betrogen hat und bleibt ihm nur so viel Kraft, um noch einige Tage zu leben, dann will ich ihn schon heilen, zweifelt nicht daran."

„Möchte Eure Hoffnung sich verwirklichen, meine Tochter", sagte der Priester, indem er das Haupt schüttelte; „aber es ist nicht wahrscheinlich, daß Euer liebevoller Wunsch erhört wird. Eine derartige Einbildungskrankheit läßt sich durch eine einzige Täuschung nicht überwinden. Indessen, Gott ist allmächtig; er kann Wunder geschehen lassen. Flehen wir seine Gnade an; unsere einzige Hoffnung beruht auf seiner Barmherzigkeit mit dem armen Geistesschwachen. Laßt uns beten!"

Der Pastor machte das Zeichen des Kreuzes, knieete nieder und ließ das Haupt auf die Brust sinken.

Die Andern folgten seinem Beispiele und es wurde so still in dem Saale, als ob kein lebendes Wesen gegenwärtig gewesen wäre.

VIII.

Die Sonne war glänzend am klaren Himmel emporgestiegen und warf helle Strahlen auf das Schloß Wildenborg. Herr Reimond war noch nicht todt; er athmete wie Jemand, der in tiefem Schlafe lag.

Auf das Andringen Petronellas war der Pastor mit Wilhelm nach dem Häuschen gegangen, um mit einer Tasse Kaffee und einem Butterbrode sich zu stärken, denn die gute Frau begriff wohl, daß das lange Wachen sie hungrig gemacht haben müßte.

Wilhelm saß an dem kleinen Tische vor dem Priester und sagte:

„Wie schwach ist doch des Menschen Verstand und welch wunderliche Verirrungen kann doch seine Phantasie anrichten. Mein Onkel hat mir sein Lehrsystem in Bezug auf die Geister auseinandergesetzt. Seine Worte erfüllten mich mit Staunen; seine Ansichten schienen mir vernünftig und zusammenhängend wie Lehrsätze eines vollständigen Religionssystems. Es hatte einen besondern Reiz für mich, die Möglichkeit solcher Dinge zu ergründen, und wahrlich, Ehrwürden, wenn ich mir auch sagte, daß mein Onkel geisteskrank sein müßte, so zweifelte ich dennoch, ob er nicht ein klareres Urtheil über die zukünftigen und übernatürlichen Dinge fällen könnte als Andere. Dies war jedoch nur eine Verirrung meiner Sinne; jetzt ist es mir zur Genüge klar,

daß die Gedanken meines Onkels nur krankhafte Gehirngespinnste sind."

„Ja, mein Sohn", sprach der Pastor, „das Gehirn des Menschen bildet ein schwer zu ergründendes und bedeutendes Sinnesorgan. Unter unsern Regungen, Gewohnheiten, Reizungen und Leidenschaften gibt es keine einzige, die nicht schon temporärem oder völligem Wahnsinne anheim gefallen wäre. Früher war ich Jahre lang Geistlicher in einem großen Irrenhause. Dort sieht man, wie in einem Hospitale die verschiedensten Krankheiten und Gebrechen; mit dem Unterschiede jedoch, daß nicht der Körper oder die Glieder desselben krank sind, sondern die Nerven, die aus dem Gehirne entspringen. Ich habe hunderte von Kranken gesehn, die Kaiser und Könige, ja solche, die in ihrem krankhaften Dünkel der heilige Paulus oder Gott selbst zu sein vermeinten; viele rühmten sich tausende von Millionen oder ausgedehnte Landstriche zu besitzen; Einige haßten Alle, Andere flossen über von Zärtlichkeit und Freundschaft für Menschen und Thiere, oder erschreckten vor einem Blatte, das sich bewegte, oder hielten sich für Kriegshelden, Gelehrte oder Erfinder staunenswerther Dinge. Aber die Krankheit Eures Onkels ist eine ganz eigenthümliche, eine äußerst gefährliche, die früher nicht existirte und unserm zweifelnden und ungläubigen Jahrhunderte angehört. Könnte man durch eine trügerische Wissenschaft die Hoffnung auf ein zukünftiges Leben aus dem menschlichen Herzen bannen, es wäre sicher ein nicht zu ermessendes Unglück; aber die Krankheit, woran Euer Oheim jetzt leidet, würde nicht bestehn."

„Ich verstehe Euch nicht, Ehrwürden", sagte der Jüngling, der mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte und selbst das Essen darüber vergaß.

„Ohne Sachkenntniß ist es in der That unmöglich, dieses zu verstehn", war die Antwort. „Der Mensch ist mit dem Gedanken, daß seine Seele ewig leben werde, geboren; dieser Gedanke sagt ihm, daß mit dem Tode nicht Alles aufhören kann und daß er in der andern Welt Belohnung oder Strafe für seine Thaten zu erwarten habe. Diese Ueberzeugung macht einen Theil der menschlichen Natur aus; selbst die Wilden, die nur einen dunklen Begriff von

dem Dasein Gottes haben, ehren ihre Todten, reichen ihnen Nahrung und bezeugen so, daß sie an die Fortdauer des Menschen nach dem Tode glauben. Was thut man heut zu Tage, unter dem Vorwande der Wissenschaft und Mode? Man treibt die Menschen an, die Geheimnisse der Religion zu läugnen und zu verwerfen, blos, weil es Geheimnisse sind, die weder durch die menschliche Vernunft noch sinnliche Mittel bewiesen werden können. Aber man vernichtet nicht so leicht das Bedürfniß unserer Natur, auf das zukünftige Leben zu hoffen und es hält schwer, den Geist zu verhindern, ununterbrochen nach der Enthüllung unserer Bestimmung zu spähen. Es tritt dann ein Augenblick ein, wo dieses Bedürfniß wieder die Oberhand bekommt und man der unwiderstehbaren Richtung unserer Seele auf das Uebernatürliche nachgibt. Anstatt dann zur Religion zurückzukehren, welche die Beantwortung der fraglichen Punkte durch Offenbarung in grauer Vorzeit erhalten hat, bleibt man ein Sclave der Mode, welche in unserm Leben größtentheils die Oberhand hat und, um einer falschen Scham zu entgehen, will man dasselbe Ziel auf einem andern Wege erreichen. Dann irrt der menschliche Verstand ohne Aufklärung und Führung in der geistigen Welt umher und die Phantasie, welche auf dem dunklen Meere der übernatürlichen Dinge dahin segelt, kann zum Ausrasten weder Gestade noch Hafen finden. Durch einen immer zunehmenden Hochmuth angetrieben, stellt sie Systeme und Lehrsätze auf, die nichts Anders als die entstellten Offenbarungen des Glaubens sind, dessen Reinheit sie leider verdunkelt hat. Was Anders ist das System Eures Onkels und vieler Anderen, als eine lächerliche Nachahmung der Lehrsätze der Religion? Man will nicht mehr glauben und man wird dennoch durch die innewohnende Natur zum Glauben genöthigt. Dann nimmt man seine Zuflucht zu klopfenden Tischen, hellsehenden Wahrsagern, sprechenden Geistern und andern Gaukeleien und, während man alle Geheimnisse und Wunder verwirft, hält man sich selbst für einen Wunderthäter und Geisterseher! Und was ist oft das Ende davon? Das Irrenhaus."

„Es ist doch sonderbar“, bemerkte Wilhelm, „daß mein Onkel, ein sonst gelehrter und verständiger Mann, zu dem Glauben an so unhaltbare Dinge sich verirren konnte.“

„Es ist keinesweges sonderbar, mein Sohn“, antwortete der Pastor. „Ihr habt gesehn, wie der arme Jakob Mispels unaufhörlich durch eingebildete Gefahren gefoltert wird; wie die Furcht vor Gespenstern und Teufeln sogar den Begriff der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes in ihm verdunkelt hat. Dies ist der Aberglaube der einfältigen und unwissenden Leute, wenn sie, durch Verirrung des Gefühls, über die Lehren der Religion hinausgehn. Dagegen ist die Schwärmerei für klopfende Tische, sprechende Geister und andere Dinge dieser Art, der Aberglaube der höheren und mittleren Stände der Gesellschaft; es sind ebenso lächerliche und sicher verwerflichere Phantasiegebilde, wie die Träume Jakob Mispels. Laßt Jemand die Behauptung aufstellen, daß er das Mittel gefunden hat, einen Hut sprechen, oder einen Schlafenden durch die Mauern sehn zu lassen, sofort wird die ganze Welt, nicht arme, einfältige Leute, nein Reiche und Gelehrte, Damen aus der großen Welt, Philosophen, Staatsgelehrte dasselbe versuchen. Gewiß schließen sich Viele nur aus Scherz oder Modesucht solch allgemeinen Vorurtheilen an; aber sie sind ebenso schuldig an den Folgen dieser Abirrung von der Wahrheit und Wirklichkeit. Der Glaube an Geister und verborgene Geheimnisse ist äußerst ansteckend. Kaum hat ein so beklagenswerthes Gehirnfieber einige Zeit gedauert, so wimmeln die Irrenhäuser von wahnwitzigen Wunderwirkern. Und, leider ist von allen Geisteskrankheiten diejenige am schwersten zu heilen, welche aus der Verirrung des Geistes in das übernatürliche Gebiet entspringt.“

„Seid Ihr also der Ansicht, Ehrwürden, daß mein armer Onkel unterliegen wird?“ fragte der Jüngling mit trauriger Stimme.

„Ich habe nur eine sehr schwache Hoffnung, mein Sohn. Ich fürchte noch immer, daß er aus dem langen Schlafe nur erwachen oder sich erheben wird, um zu sterben.“

„Meine Nichte ist bis jetzt so glücklich; ihre Freude zerreißt mir das Herz.“

„Mir flößt das arme Mädchen gleichfalls Mitleid an“, sagte der Priester, das Haupt schüttelnd. „Sie scheint ihren Onkel außerordentlich zu lieben und kämpft mit heldenmüthiger Standhaftigkeit gegen den Tod an. Welch schmerzlicher Schlag wird sie treffen, wenn sie ihre Hoffnung getäuscht sieht!“

Wilhelm wollte seine Nichte noch weiter bedauern; aber der Gärtner kam mit aufgehobenen Armen in die Stube gelaufen und rief:

„Herr Pastor, Herr Wilhelm, kommt, kommt, mein Herr lebt noch, er hat die Hände bewegt und sich in seinem Bette auf die Seite gelegt!“

„Ist er erwacht? Hat er die Augen aufgeschlagen?“ fragte der Priester.

„Nein, nein; aber Theresia schickt mich, Euch zu rufen.“

„Vielleicht fürchtet sie, daß seine Stunde gekommen ist!“ murmelte der Pastor.

„Kommt mein Sohn, wir wollen hingehn. Seid gefaßt; weder Thränen noch Klagen können den Tod vertreiben, wenn Gott zuläßt, daß er den Menschen naht.“

Als sie in den obern Saal traten, sahen sie, daß Theresia sich freute, doch lag der Kranke noch immer unbeweglich da.

„Er hat sich bewegt, Ehrwürden; er wird erwachen!“ lispelte Theresia mit zurückgehaltener Stimme.

„Sollte ihn nicht ein Krampf befallen haben?“ fragte der Priester ebenso still.

„Nein, nein, er hat sich langsam und sehr leise auf die Seite gelegt. Ich wollte ihn anrufen, aber ich wagte es nicht, Ehrwürden; Ihr hattet es mir verboten.“

Der Pastor näherte sich dem Kopfende und sprach laut:

„Reimond, hört Ihr mich?“

Ein Zittern schien sich durch die Glieder des Kranken zu verbreiten. Er öffnete die Augen so weit und so verstört, daß Jakob Mispels, einen Angstschrei ausstoßend, in das Zimmer zurücksprang, als hätte ein Gespenst ihn angegrinzt.

Obgleich die Augen des Herrn Reimond geöffnet waren, sah er dennoch nicht klar, wenigstens waren Bewußtsein und

Erinnerung noch nicht zurückgekehrt; aber allmälig kam Leben in seinen Blick und den Pastor und das Mädchen anstarrend, murmelte er:

„Seid Ihr gleichfalls in der Geisterwelt? Sind schon Jahre verflossen? Seid Ihr allein gestorben?“

Theresia legte ihren Arm unter seinen Kopf und küßte ihn, während Thränen des Glückes ihren Augen entströmten.

„Nein, nein, lieber Onkel, wir leben und Ihr gleichfalls! Ihr seid gerettet, der Tod ist besiegt. Gott hat Euch unserer Dankbarkeit und Liebe erhalten!“

„Ihr lebt? Ich lebe?“ rief Reimond mit einer Art von Abscheu. „Weg von hier, laßt mich los!“

Und, sich in seinem Bette aufrichtend, starrte er stumm und zitternd in dem Zimmer herum, als könnte er seinen Augen nicht trauen:

„Die Sonne, der Tag, das Licht?“ sprach er leise. „Sechs Uhr? Ich bin nicht todt? Ach, welches Unglück! Ich will nicht leben, ich will sterben!“

Er schlug sich mit den Händen vor das Gesicht und vergoß Thränen des Aergers und Verdrußes, weil er, anstatt nach der vermeintlichen Welt der Seelen ausgewandert zu sein, sich noch in körperlicher Hülle befand.

Theresia überließ ihn eine Zeit lang seiner Niedergeschlagenheit, bis er die Hände wieder vom Gesichte zog, dann faltete sie ihre Hände und flehte mit sanfter Stimme, deren Klang schon das Herz rührte:

„O, mein guter Onkel, habt doch einiges Mitleiden mit mir! Seht meine Thränen. Ich habe zu Gott so feurig gefleht, daß er Euch das Leben lassen möge. Mein Gebet ist erhört und Ihr wollt sterben? Ihr wollt Euch also gegen den Himmel selbst auflehnen, um uns, die Euch so innig lieben, mit Schmerz und Verzweiflung zu überhäufen? Das ist unmöglich, eine solche Grausamkeit widerstrebt Eurer edlen Natur. Ihr könnt die Wahrheit nicht mehr wegläugnen: Ihr habt Euch geirrt, als Ihr an Euren Tod glaubtet.“

„Ja, ja, es war ein Irrthum“, murrte er, „aber es sind verführerische Geister.“

Und die Hand seines Neffen ergreifend, sagte er zu diesem in klagendem Tone:

„Wilhelm, Wilhelm, es war ein Spottgeist! Er hat mich Jahre lang betrogen. Da ich nun noch nicht in die Welt der Seelen aufgenommen bin, so wollen wir zusammen einen aufrichtigen Geist suchen und, wir werden ihn, davon bin ich überzeugt, schon finden . . . Aber, sollte er mich nicht auch in Bezug auf Eure eheliche Verbindung irre geführt haben? Ihr seid frei, mein Neffe; wenngleich Eure Nichte ein gutes und liebenswürdiges Mädchen ist, so seid Ihr doch nicht verpflichtet, sie zu heirathen."

„Es ist Gottes Wille; wir müssen vereinigt werden, um zusammen Euch glücklich zu machen, lieber Onkel", sagte Wilhelm, der vor Rührung kaum sprechen konnte.

„Mich glücklich machen?" wiederholte Reimond mit einem leisen Lächeln. „Ihr glaubt also, daß ich noch lange auf Erden bleiben werde?"

„Ja, ja, Wohlthäter meiner Eltern, ja guter Onkel, Ihr werdet ein hohes, glückliches Alter erreichen!" rief Theresia, während sie ihn unter Liebkosungen umarmte. „Bis jetzt war die Welt für Euch eine dunkle, trübe Einsamkeit. Wir werden sie nach allen Seiten hin aufhellen, die feindlichen Gedanken von Euch fern halten und Euch den Beweis liefern, daß Gott die Erde schön und fröhlich genug geschaffen hat, um zu warten, bis er uns ruft. Seht mich an. Sollten diese vor Zuneigung zu Euch strahlenden Augen, diese Stirn, auf der der Mißmuth noch keine Runzeln gezogen hat, dieser Mund, der vor Dankbarkeit Euch zulächelt, sollten diese Euch nicht mehr gefallen als der grimmige Todtenkopf, worauf Ihr Jahre lang hingestarrt habt? Ach, weist das Leben, welches Euch erwartet, nicht von Euch. Blumen des Frohsinns und der Freude sollen bei jedem Eurer Schritte vor Euren Füßen aufsprießen. Ihr werdet Nahrung zu Euch nehmen, kräftig werden und die milde Natur lieben; wir werden lustwandeln, ausfahren, auf Reise gehn, singen, jubeln und Gott danken; Wohlthaten spenden, die Armen unterstützen und so die Sonne finden, die Euer edelmüthiges Herz mit dem Lichte der Selbstzufriedenheit erfüllen wird! O, ich flehe Euch an, richtet ein tröften-

des Wort an mich! Trocknet meine Thränen; sagt, daß Ihr nicht mehr sterben wollt!"

Reimond schien halb besiegt; doch kämpfte er noch mit sich und schüttelte zweifelnd das Haupt.

Wilhelm trat nun näher.

„Lieber Onkel", sprach er, mit einer Stimme, die von tiefer Rührung zeugte, „was Theresia Euch da ausmalt, soll zur Wirklichkeit werden. Unser ganzes Leben, jeder Augenblick unsers Daseins, soll Eurem Glücke gewidmet werden. O, sträubt Euch nicht länger; verbannt die bittere Erinnerung an den Tod. Warum wollt Ihr noch an die Enthüllungen eines Geistes denken, der Euch hinter's Licht geführt hat?"

„Und, wollt Ihr mir beistehn, einen guten Geist aufzufinden?"

„Ja, ja, ich werde thun, was Ihr verlangt."

„Der gute Geist ist bereits gefunden!" jubelte Theresia. „Ich bin der gute Geist; ich will Euch gegen die Versuchungen der Feinde der Seele vertheidigen!"

„Wohlan denn, meine Kinder", rief Reimond, die Arme öffnend, „seid zufrieden, ich werde leben, so lange es Gott gefällt!"

Ein Triumphgeschrei hallte im Saale wieder und die beiden jungen Leute umarmten jubelnd ihren Onkel.

Der Pastor blickte dankend zum Himmel.

Jakob tanzte, Petronella lachte und Nox lief wedelnd und freudig knurrend rund um das Bett.

* * *

Jetzt ist Wildenborg ein schönes Landgut. Wege und Alleen sind durch den Busch gezogen; das Schloß ist restaurirt und leuchtet weit hin mit dem blinkenden Weiß seines Giebels und dem hellen Grün seiner Fenster. Im Garten ist kein Unkraut mehr zu finden, überall sich schlängelnde Pfade, Lustwäldchen, Blumen. Balsamdüfte erfüllen die Luft; die Einsamkeit ist durch den Gesang der Vögel und die melodische Stimme einer Frau belebt, die des Abends von dem Piano oder der Laute begleitet wird.

Man hält Knechte, Mägde und Gärtner. Oft kommt Gesellschaft; zuweilen fahren an einem Tage vier bis fünf Kutschen auf den Hof; bisweilen kommen aber auch wie eine Prozession arme Leute zum Schlosse, wo der Pastor im Namen des Eigenthümers von Wildenborg milde und reichliche Gaben austheilt.

Herr Reimond lebt noch; er spaziert ganze Tage im Garten; er ist sogar ein Liebhaber von Blumen geworden und lächelt nicht selten die Natur an, als wäre ihm das Leben auf Erden süß . . . Wohl zeigt er von Zeit zu Zeit Neigung zur Einsamkeit; wohl scheint er immer von Neuem den Drang zu fühlen, mit der Geisterwelt in Gemeinschaft zu treten; aber sobald seine Zurückgezogenheit oder sein starrer Blick diese Neigung verrathen, umringen ihn Geister einer andern Art, Engel, die ihm keine Ruhe lassen und gegen seine geheimen Gedanken ankämpfen, so daß sie ganz beseitigt werden und verschwinden.

Diese guten Geister sind Wilhelm und seine Gattin Theresia; diese Schutzengel sind vier liebliche Kinder, die ihren Onkel lieben, necken, auf seinen Rücken klimmen, ihn streicheln und küssen, bis ein zufriedenes Lächeln sein Gesicht erheitert.

Jakob Mispels ruht auf dem Gottesacker, unter einem schönen Kreuze; Petronella wohnt noch in ihrem Häuschen und hat zu ihrer Bedienung ein Mädchen.

Nox ist vom Alter gelähmt; aber das arme Thier strengt sich noch an, um gegen seinen Herrn und die Kinder, die ihn Alle gut behandeln und für ihn sorgen, Dankbarkeit zu zeigen.

Münster, gedruckt mit Aschendorff'schen Schriften.